

**Zeitschrift:** Vox Romanica  
**Herausgeber:** Collegium Romanicum Helvetiorum  
**Band:** 13 (1953-1954)

**Buchbesprechung:** Comptes rendus = Besprechungen = Recension

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

### SOMMAIRE

### INHALT

### SOMMARIO

W. PORZIG, *Das Wunder der Sprache* (K. Jaberg), p. 100  
 — J. MAROUZEAU, *Lexique de la terminologie linguistique français, allemand, anglais, italien* (M. Niedermann), p. 103 — B. QUADRI, *Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung* (Guy de Poerck), p. 113 — C. TAGLIAVINI, *Le origini delle lingue neolatine* (S. Heinimann), p. 117 — V. VÄÄNÄNEN, «*Il est venu comme ambassadeur*» ... (L. Mourin), p. 120 — H. LAUSBERG, *Romanische Volkslieder* (E. Salomonski), p. 124 — R. GEORGIN, *Pour un meilleur français* (H. Glättli), p. 125 — A. BLINKENBERG, *Le problème de l'accord en français moderne* (A. Burger), p. 128 — W. STEHLI, *Die Femininbildung von Personenbezeichnungen im neuesten Französisch* (S. Heinimann), p. 131 — H.-U. WESPI, *Die Geste als Ausdrucksform und ihre Beziehungen zur Rede* (P. Tamborini), p. 133 — S. VATRÉ, *Glossaire des patois de l'Ajoie et des régions avoisinantes* (F. Heuβler), p. 136 — L. WARNANT, *La culture en Hesbaye Liégeoise* (W. Egloff), p. 138 — L. GESCHIERE, *Eléments néerlandais du wallon liégeois* (L. Remacle), p. 140 — R. LEHMANN, *Le sémantisme des mots expressifs en Suisse romande* (S. Heinimann), p. 144 — F. KRÜGER, *Géographie des Traditions Populaires en France* (P. Scheuermeier), p. 148 — L. REMACLE, *Le problème de l'ancien wallon* (C. Th. Gossen), p. 155 — G. DE POERCK, *La draperie médiévale en Flandre et en Artois* (W. Egloff), p. 165 — *Le Lai d'Aristote de Henri d'Andeli*, publ. par M. DELBOUILLE (J. Rychner), p. 168 — A. SCHIAFFINI, *Momenti di storia della lingua italiana* (K. Jaberg), p. 170 — *Neuerscheinungen zur Geschichte der italienischen Schriftsprache* (K. Huber), p. 172 — B. MIGLIORINI-GIANFRANCO FOLENA, *Testi non toscani del Trecento* (K. Huber), p. 178 — M. HUBER-SAUTER, *Zur Syntax des Imperativs im Italienischen* (S. Heinimann), p. 181 — M. L. WAGNER, *Historische Wortbildungslehre des Sardischen* (G. Botti-

glioni), p. 190 – G. SERRA: *Continuità e sviluppo della voce latina «civitas» nel sardo medioevale. Nomi personali d'origine greco-bizantina . . . . Sedi e terre di Sardegna. «La Marmilla»* (M. L. Wagner), p. 196 – W. SCHMID, *Der Wortschatz des Cancionero de Baena* (C. Crews), p. 206 – J. DIAS, *Os Arados Portugueses e as suas prováveis origens* (M. L. Wagner), p. 209 – M. P. DA SILVA PEREIRA, *A Nespereira* (J. J.), p. 212.

WALTER PORZIG, *Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden und Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft*. Bern, A. Francke AG. Verlag, 1950 (Sammlung Dalp, Bd. 71).

Das Buch von Porzig «beabsichtigt, eine gemeinverständliche Darstellung der Probleme, Methoden und Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft zu geben». Diesem Ziel dient die frische, flüssige und anschauliche Darstellung. Als Leser ist – unausgesprochen – der humanistisch gebildete Laie gedacht, bei dem man die Kenntnis der Schulsprachen und geistige Beweglichkeit voraussetzen darf und dem auch ein gewisses Maß gedanklicher Anstrengung zuzumuten erlaubt ist. Die Lektüre des anregenden Buches sei aber auch all denen – angehenden Sprachforschern und Sprachlehrern – empfohlen, die den engen Horizont fachwissenschaftlicher oder praktischer Bemühung um Einzelsprachen zu erweitern und ihr Studium geistig zu vertiefen wünschen. Denn das ist der Vorzug dieses Buches, daß es das Bewußtsein der Beziehungen des Sprachlichen zum Geistigen stets wach erhält, ohne sich darum im Abstrakten zu verlieren. Immer wieder kehrt der Verfasser zum geschickt gewählten und kommentierten konkreten Beispiel zurück und verschmäht auch die Anekdote nicht, wo sie sich ungezwungen bietet.

Der persönliche Standpunkt des Verfassers und sein eigener Beitrag zur sprachwissenschaftlichen Erkenntnis sind deutlich erkennbar, aber drängen sich nicht auf. Der gärende Most mancher unter seinen früheren Veröffentlichungen hat sich geklärt, und der Zwang zur gemeinverständlichen Darstellung hat heilsam gewirkt. Wesentlicher Inhalt des Buches sind die in ernster und solider Arbeit errungenen Einsichten und Forschungsergebnisse der vergangenen anderthalb Jahrhunderte, wobei von neuern Forschern besonders de Saussure, Bally, Meillet, Ipsen, Weißgerber, Trier, Bühler und einige Engländer und Amerikaner berücksichtigt werden, während die Erkenntnisse der Prager Schule nur beiläufig Erwähnung finden und von der strukturellen Sprachwissenschaft in ihrer neuesten Ausprägung nicht die Rede ist. Auffällig ist, daß die italienische

Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie gar nicht zum Worte kommen, daß weder der Name Ascoli noch der Name Croce fällt. Im übrigen ist bei den sehr begrüßenswerten Hinweisen auf die Quellen der Darstellung das Bemühen erkennbar, nur Bedeutendes und Grundlegendes zu nennen und Hypermodernes nicht in den Vordergrund zu stellen.

Den Stoff behandelt Porzig angeblich in der Abfolge, in der die grundlegenden Probleme «geschichtlich der Reihe nach den Menschen zum Bewußtsein gekommen sind» (Vorwort p. 8). Er beginnt also unter dem Titel «Die Richtigkeit der Namen» mit sprachphilosophischen Grundproblemen, die schon das Altertum beschäftigten. Das Anordnungsprinzip, das auf naturwissenschaftlichem Gebiet leichter durchzuführen ist als auf dem geisteswissenschaftlichen – sehr glücklich z. B. in Hans Reichenbachs «Atom und Kosmos» –, verflüchtigt sich freilich bald und wird nur mehr in Einzelabschnitten konsequent durchgeführt, so z. B. in der ausgezeichneten Darstellung des Entwicklungsganges der sprachvergleichenden Methode (wo freilich die synchronische Vergleichung etwas zu kurz gekommen ist).

Porzig geht von der geistigen Seite der Sprache aus («Die Richtigkeit der Namen», «Gliederung», «Gespräch», «Sprache und Seele»), wendet sich dann sprachsoziologischen Fragen zu («Die Sprachgemeinschaft»), macht den Leser mit fachwissenschaftlichen Begriffen und Forschungsmethoden vertraut («Sprachwandel», «Sprachvergleichung», «Die Sprachen der Erde»), um zum Schlusse («Die Leistung der Sprache») zu den höheren Regionen der Sprachtheorie zurückzukehren. Man kann sich fragen, ob der Verfasser nicht besser getan hätte, Theorie und Praxis der Sprachwissenschaft grundsätzlich zu trennen und das letzte Kapitel an die vier ersten anzuschließen, denen es nach Inhalt und Betrachtungsform zugehört. Ist es doch als Krönung des sprachtheoretischen Credo des Autors gedacht. Mit der Isolierung dieses gedankenreichen Schlußkapitels mag es zusammenhängen, daß Porzig, der gerade hier viel Eigenes zu sagen hat, nicht durchweg die Durchsichtigkeit der Darstellung erreicht, die sonst sein Buch auszeichnet. In dem, Bühlersche Auffassungen variierenden ersten Abschnitt des Kapitels («Die Leistung der Sprache im Leben») schafft die der Gemeinsprache entnommene und anscheinend in stilistischer Absicht variierte Terminologie Unstimmigkeiten. Der zweite Abschnitt («Die Leistung der Sprache für die Auffassung der Welt») enthält Erörterungen über die sprachliche Gliederung im Verhältnis zu der Erfassung und Gliederung der Wirklichkeit, d. h. über das, was in den Einzelsprachen das «Weltbild» bestimmt. Diese Erörterungen stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den im zweiten



Kapitel vorgetragenen Ideen über Bedeutungsfelder und Satzfügung und sind ohne ein Zurückgreifen auf das dort Gesagte kaum verständlich; sie scheinen mir auch nicht bis zur letzten Schärfe durchdacht und nicht durchweg glücklich formuliert. Ob die subtile Analyse der Leistungen der verschiedenen Satzglieder in ein für Laien bestimmtes Buch gehört, mag man bezweifeln. Eindrücklich ist dagegen der dritte und letzte Abschnitt («Die Leistung der Sprache im Denken»), wo in gemeinverständlicher Form Ergebnisse der langjährigen eindringenden Bemühungen des Verfassers um die Erkenntnis des Wesens der Abstrakta<sup>1</sup> vorgetragen und in einen allgemeineren Zusammenhang eingeordnet werden. Porzig faßt die Abstrakta als Substantive auf, die einen Satzinhalt vergegenständlichen und dadurch den Aufbau höherer Gedankengänge weitgehend erleichtern, eine Leistung, welche neben die anderer Denkhilfen, nämlich der anaphorisch gebrauchten hinweisenden Fürwörter und der Nebensätze gestellt wird. Das Kapitel gipfelt in der Feststellung, daß «die Sprache nicht ein Werkzeug des Denkens unter andern», sondern «schlechthin das Mittel ist, innerhalb dessen sich alles höhere Denken vollzieht».

Auf Einzelnes einzugehen, ist nicht meine Absicht. Man wird ein Buch wie das vorliegende nicht lesen, ohne da und dort Fragezeichen hinzusetzen, zu denken, daß man die Akzente etwas anders verteilt, diese oder jene Betrachtungsweise stärker oder weniger stark berücksichtigt hätte. Aber darauf kommt es nicht an. Wesentlich sind das Geschick, die Lebendigkeit und die Frische, womit der Verfasser den weitschichtigen Stoff dem Leser zugänglich macht, ohne je banal zu werden; wichtig, daß das Spezielle stets auf die höhere Ebene des Allgemeinen gehoben wird. Der sprachwissenschaftliche Stoff erfährt eine so persönliche Durchdringung wie man sie in populärwissenschaftlichen Werken selten findet. Auch der erfahrene Leser ist oft überrascht über die unerwartete Beleuchtung, die altbekannte Dinge erhalten, und über die neuen Zusammenhänge, in die sie hineingestellt werden, und er freut sich über manche originelle Formulierung. Ein sympathischer Zug warmer Begeisterung für den Gegenstand geht durch das ganze Buch, und das Staunen des Verfassers über die allumfassende Leistung der Sprache teilt sich dem Leser mit. Das ist nicht wenig; denn, wie von der Gabelentz in der Vorrede zu seinem so originellen

<sup>1</sup> Cf. *Die Leistung der Abstrakta in der Sprache in Blätter für deutsche Philosophie* 4 (1930), 66–77. – *Die Namen für Satzinhalte im Griechischen und im Indogermanischen*, Berlin und Leipzig, de Gruyter, 1942, 365 S., in *Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft*, Bd. 10.

Buche über die Sprachwissenschaft sagt, «der Beweis muß geführt werden, daß die scheinbar trockenste Wissenschaft in Wahrheit eine der lebensvollsten und anregendsten ist<sup>1</sup>».

Bern

K. Jaberg

★

J. MAROUZEAU, *Lexique de la terminologie linguistique français, allemand, anglais, italien*, 3<sup>e</sup> édition, Paris, Librairie Geuthner, 1951, XII + 265 p.

Ayant eu l'occasion de relever les mérites de cet ouvrage en rendant compte de sa deuxième édition dans la revue *Erasmus I* (1947), 738-741, je suis heureux de constater que le succès qu'il avait obtenu d'emblée lui est resté fidèle. Le plan, sur lequel était conçue la première édition, parue en 1933, était excellent de tout point et n'avait aucun besoin d'être modifié, si bien que la présentation extérieure est la même que précédemment. Par contre, l'auteur n'a cessé d'élargir sa documentation et de réviser le détail de nombreux articles dans le sens d'une définition plus complète et, parfois, plus précise des termes enregistrés. La 1<sup>re</sup> édition ne donnait encore que la nomenclature française et allemande; dans la 2<sup>e</sup>, M. Marouzeau y a joint celle de l'anglais; enfin, la 3<sup>e</sup> englobe en plus celle de l'italien. En fait d'articles nouvellement introduits ou complétés et précisés, on signalera *absolu*, *adverbal*, *affinité*, *allongement*, *apposition*, *base*, *calque*, *clichement*, *collision* (*homonymique*), *contrépel*, *corroboratif*, *déglutination*, *dépréverbation*, *épen-thèse*, *étacisme*, *genre*, *indifférente* (*voyelle*), *insexué*, *irradiation*, *notionnel*, *objectal*, *polaire*, *possessif*, *redoublement*, *réfléchi*, *sexué*, *slavon*, *spécificatif*, *symétrie*. Ça et là, des exemples, reconnus comme impropres à illustrer les termes expliqués, ont été supprimés (ainsi lat. *crēscō*, cité par erreur p. 54 de la 2<sup>e</sup> édition comme verbe à infixé) ou ont fait place à d'autres mieux choisis (ainsi lat. *quīvis-cumque*, qui n'est pas un cas de tmèse, mais est né d'un croisement entre les deux synonymes *quīvis* et *quīcumque*, et auquel a été substitué *sēque gregārī* qu'on lit chez Lucrèce 1, 452). A cet égard, comme on le verra plus loin, les retouches s'imposaient en plus grand nombre, et surtout on souhaiterait vivement que, dans une mise au point ultérieure, les exemples destinés à concrétiser les définitions données fussent multipliés.

De l'avis de M. Marouzeau lui-même (p. XI de l'avant-propos de

<sup>1</sup> G. VON DER GABELNTZ, *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*, 1891; 2. Auflage 1901.

la 3<sup>e</sup> édition), un ouvrage dans le genre de celui-ci ne saurait prendre sa forme définitive qu'avec la collaboration de ceux qui ont à l'utiliser. Aussi bien fait-il appel aux usagers en leur demandant de lui communiquer leurs observations. Pour déférer à son désir et, en même temps, comme témoignage de la gratitude dont je lui suis redevable, j'ai dressé ci-après une liste de glanures dans laquelle il trouvera, je l'espère, la suggestion de certaines améliorations.

Les mots grecs cités le sont tantôt en caractères grecs, tantôt et plus souvent en transcription à l'aide des lettres de l'alphabet latin, sans qu'on en voie la raison. Comp. par exemple p. 16 θυγάτηρ, θυγατρός, p. 112 φιλάσω φιλήσω, δᾶμος δῆμος, p. 113 νεοσσός, νοσσός, p. 142 ἐφοβήθη, φοβήσομαι, mais p. 10 *mimēsomenos*, p. 22 *trepho*, *ethrepsa*, p. 24 *dakrusai*, *bēnai*, p. 36 *epheron*, *ēgon*, p. 196 *le-luka*, *agomai*, *ēgmai*, *opōpa*. Il semblerait, pourtant, que, dans un ouvrage qui s'adresse à des linguistes, on ne dût se faire aucun scrupule de renoncer à la transcription. Et si l'auteur préférerait, néanmoins, uniformiser dans le sens de cette dernière, il faudrait, à tout le moins, faire disparaître certaines disparates telles p. 138 *hugra* (ὕγρα), mais p. 213 *hypotaktikos* (ὑποτακτικός), p. 220 *synkopē* (συγκοπή), mais p. 25 *apocopē* (ἀποκοπή), p. 94 *skhēma* (σχῆμα), mais p. 20 *drachmē* (δραχμή) et p. 72 *trichos* (τριχός). Enfin, des graphies du type de *bēnai*, *ēgon*, *ēgmai* donnent l'impression que le circonflexe marque l'accent, mais *mimēsomenos*, *opōpa* montrent qu'il n'en est rien et que, en réalité, il sert à indiquer que la voyelle qui le porte est longue. Cette ambiguïté aurait été évitée, si la quantité longue avait été notée, selon l'usage général, par un petit trait horizontal, donc *bēnai*, *ēgon*, *ēgmai*, etc. Du reste, le signe de la longue est quelquefois omis, par exemple p. 22 dans *trepho*, p. 41 dans *prolepsis*, p. 66 dans *krasis*, p. 138 dans *hugra* au lieu de *trephō*, *prolēpsis*, *krāsis*, *hugrā*, mieux *trephō*, *prolēpsis*, *krāsis*, *hugrā*. Dans les mots latins, on ne le trouve même jamais. Or, s'il pouvait être indifférent que l'auteur imprime *scribo*, *scripsi*, *senserim* (p. 58) plutôt que *scrībō*, *scrīpsi*, *sēnsirim*, il n'en allait pas de même de cas tels que *\*de-ago* > *dego* (p. 62) ou *auricula* > *oricula* (p. 148), car il importait de ne pas laisser subsister de doute sur la quantité longue d'une voyelle issue d'une contraction ou remontant à une ancienne diphtongue, et il eût convenu, dès lors, d'imprimer *dēgō*, *ōricula*. On est choqué aussi de rencontrer des graphies telles que *\*do-t-s* > *dos* de la racine *\*do* (p. 187) ou *ne* particule prohibitive (p. 188) au lieu de *\*dō-t-s* > *dōs* de la racine *\*dō* et *nē*.

Les remarques qu'on va lire seront limitées au français et à l'allemand, la terminologie anglaise et italienne échappant à ma compétence. Elles seront rangées sous les chefs suivants: I. Termes français omis. II. Termes allemands omis. III. Termes français et alle-

mands défectueux. IV. Définitions inexactes ou incomplètes. V. Exemples impropres.

## I.

*Acéphale* (στίχος ἀκέφαλος), dans la versification grecque la contrepartie de *miure* (στίχος μείουρος), l'un et l'autre étant qualifiés par les métriciens grecs de πάθη κατ' ἐνδειαν «dérogations à la norme se manifestant par une insuffisance», en l'espèce par le manque d'une unité de durée, d'une more, au premier pied dans le cas de l'acéphale, au dernier pied dans celui du miure. Est donc *acéphale* un hexamètre homérique dont le premier pied est formé par un mot comme ἐπεὶ (*Il.* 22, 379; 23, 2; *Od.* 4, 13, etc.).

*Barytonèse* ou *barytonie*, particularité accentuelle du dialecte éolien qui ne connaissait pas d'oxytons, mais retirait toujours l'accent aussi loin que possible de la fin du mot, d'où par exemple éolien σόφος, πόταμος en regard de σοφός, ποταμός des autres dialectes grecs. A ne pas confondre avec *barytonaison*, désignant, en grammaire grecque, le passage de l'accent aigu des syllabes finales à l'accent grave dans le corps de la phrase.

*Diphtongue*: A l'encontre de l'article *monophthongue*, où l'on trouve *monophthongaison*, réduction d'une diphtongue à une voyelle simple, il n'est pas fait mention, sous *diphtongue*, du phénomène inverse de la *diphtongaison*, c'est-à-dire du changement d'une voyelle simple en diphtongue, qui joue pourtant un rôle considérable en germanique et dans les langues romanes; comp. par exemple v. h. a. et m. h. a. *fūl* > all. mod. *faul*, v. h. a. et m. h. a. *mīn* > all. mod. *mein*, ou lat. *mel* > fr., esp. *miel*, ital. *miele*, roum. *mière*, lat. *novus* > v. fr. *nuef*, ital. *nuovo*, esp. *nuevo*.

*Dissimilation*: a) *dissimilation renversée*, nom donné par Maurice Grammont à une dissimilation où celui des deux phonèmes identiques ou possédant certains éléments communs qui devrait la subir la provoque au contraire, grâce à la transparence étymologique de la partie du mot à laquelle il appartient, qui le rend invulnérable. C'est ainsi que, en français, \**pruneraie* (formé comme *châtaigneraie*, *oseraie*), qui aurait dû devenir \**pluneraie*, a abouti à *prunelaie* ou que, en latin, \**militālis* (formé comme *nāvālis*, *rēgālis*) a donné *militāris* et non \**mīritālis*. b) *dissimilation préventive* ou *prophylactique*. C'est celle qui, au lieu d'avoir pour effet le changement ou la disparition de l'un de deux phonèmes identiques, empêche l'identité de se produire, par exemple en préservant du rhotacisme un mot latin comme *miser*. Pour la même raison, on appelle en lituanien *Vilniškis* un habitant de *Vilnius*, mais *Suvalkietis* (et non \**Suvalkiškis*) un habitant de *Suvalkiai*.

*Elision inverse*: Si un mot se termine par une voyelle et que le mot suivant commence par une voyelle, c'est d'ordinaire la voyelle



finale du mot précédent qui est élidée. Il arrive, cependant, que ce soit, au contraire, la voyelle initiale du second des deux mots, ainsi, en latin, dans *opust* < *opus est*, en vieux français *si 'st* < *si est*. Dans ce cas, on parle d'*élision inverse*. L'*élision inverse* est un aspect particulier de l'*aphérèse*, terme par lequel on désigne la perte d'une voyelle initiale de mot dans n'importe quelles conditions, donc aussi en dehors de l'enchaînement de la phrase, par exemple dans it. *vescovo*, all. *Bischof* < lat. *episcopus* ou dans it. *nemico* < lat. *inimicus*.

*Epanorthose* (ἐπανόρθωσις 'action de redresser'), en allemand *Selbstkorrektur*, figure de rhétorique qui consiste à reprendre une expression, dont on s'est servi, pour la rectifier, par exemple *je sais bien qu'il ne m'aime pas ou, pour mieux dire qu'il me déteste ou cet homme ment souvent, que dis-je?, il ne fait que cela*.

*Identification*: L'*identification* est une opération de logique linguistique qui a pour but de découvrir un mode d'expression intellectuel, servant à déterminer la nature affective des faits de langage (voir Ch. Bally, *Traité de stylistique française* I, p. 104 ss.).

*Idéologique*: Sont appelés *dictionnaires idéologiques* ceux dans lesquels la matière n'est pas disposée par ordre alphabétique, mais où les mots et les locutions sont réunis sous des termes généraux, exprimant la notion fondamentale commune à plusieurs d'entre eux (voir Ch. Bally, *ouvrage cité* I, p. 124 ss.).

*Loi*: Sous les noms des linguistes qui les ont découvertes, M. Marouzeau enregistre *loi de Bartholomae*, de *Dahl*, de *Darmesteter*, de *Grassmann*, de *Grimm*, de *Meinhof*, d'*Osthoff*, de *Verner*. On ajoutera à cette énumération a) *loi de Leskien* (voir ASP 5, 188 ss.), en vertu de laquelle, en lituanien, les voyelles finales longues, accentuées ou non, se sont abrégées, si elles avaient l'intonation rude, mais ont conservé la quantité longue, si elles avaient l'intonation douce, d'où par exemple *geróji* nom. sg. fém. de la forme déterminée de l'adjectif *gēras* 'bon', mais *gerà* (< \**geró*) nom. sg. fém. de la forme indéterminée. b) *loi de Saussure* (voir *Recueil des publications scientifiques de Ferdinand de Saussure*, p. 526 ss. et p. 603s.), concernant un déplacement du siège de l'accent lituanien qui s'est porté d'une syllabe en avant toutes les fois qu'il reposait primitivement sur une syllabe douce, suivie immédiatement d'une syllabe rude, douce tonique + rude atone ayant donné douce atone + rude tonique. De là par exemple \**laĩkyti* (*aĩ* + *y*) > *laikýti* 'tenir', mais sans changement *raĩžyti* (*ái* + *y*) 'érafler'. c) *loi de Wheeler* (voir B.L. Wheeler, *Der griech. Nominalaccent*, p. 60ss.) dont voici la formule: tout mot ou fin de mot de structure dactylique, originellement oxyton, est devenu en grec paroxyton, par exemple *αἰόλος*, *ποικίλος* en face de *ῥιγγλός*, skr. *peṣaláh*; dat. pl. *ἀνδράσι* en

face de γυναιξί; les composés du type de βοηθός, πατροκτόνος en face de αἰγοβοσκός, ψυχοπομπός.

*Métatonie*, en allemand *Intonationswechsel*, dans la linguistique lituanienne et lettone l'alternance d'intonations différentes dans des mots appartenant à la même racine, par exemple lit. *aukštas* 'haut', mais *aūkštis* 'hauteur' (voir K. Būga, *Zeitschrift für vergl. Sprachforschung* LI, p. 109 ss.).

## II.

*Composition*: Il aurait fallu opposer l'un à l'autre *Kontaktkomposita* et *Distanzkomposita*, comme le fait Brugmann qui a introduit, semble-t-il, le terme de *Distanzkompositum* (voir K. Brugmann, *Kurze vergl. Grammatik der idg. Sprachen*, p. 288), et non *Berührungskomposita* et *Distanzkomposita*, car *Berührungskompositum* est l'équivalent allemand du fr. *juxtaposé* (voir M. Leumann chez Stolz-Schmalz, *Lat. Grammatik*<sup>5</sup>, p. 198). Par contre, il conviendrait d'ajouter *Nahkomposita* et *Fernkomposita* (voir J. Wackernagel, *Vorlesungen über Syntax* II, p. 185).

*Diphthongue*: M. Marouzeau enregistre *diphthongues ascendantes* ou *croissantes* (all. *steigend*, angl. *rising*, ital. *ascendente*), *diphthongues descendantes* ou *décroissantes* (all. *fallend*, angl. *falling*, ital. *discendente*) et *diphthongues indécises* ou *égales*, sans indiquer, pour ce dernier terme, d'équivalent allemand, anglais, italien. Il en existe pourtant un en allemand qui me paraît particulièrement heureux, employé, sinon créé, par le phonéticien Jespersen, à savoir *schwebende Diphthonge* (voir O. Jespersen, *Lehrbuch der Phonetik*, p. 206). Au lieu de *diphthongues indécises* ou *égales*, il me paraîtrait préférable de dire *diphthongues neutres*.

*Ecthlypse* peut être traduit en allemand par *Konsonantenausstossung*. Il est à noter que *ecthlypse* n'est synonyme ni de *syncope*, ni d'*élision*, ces deux derniers ne s'appliquant qu'à la chute d'une voyelle, *syncope* à l'intérieur, *élision* à la fin du mot, tandis que *ecthlypse* est réservé ou, en tout cas, devrait être réservé à l'expulsion d'une consonne faisant partie d'un groupe, notamment lorsqu'elle est encadrée de deux autres, comme dans gr. πτέρνη 'talon' < \*πτήρσνᾱ (comp. skr. *pārṣṇīh*, got. *fairzna*), lat. *ultus* < \**ulctus*, ptc. de *ulciscor* 'je (me) venge', russe *vestnik* 'messager', prononcé *v'esnik*.

*Hypercharakterisierung* (E. Schwyzer, *Sprachliche Hypercharakterisierung*, dans les *Sitzungsber. der preussischen Akademie der Wissenschaft.*, philol.-histor. Klasse, année 1941, n° 9), *Überkennzeichnung* (W. Horn, *Neue Wege der Sprachforschung*, 1939, p. 4), procédé morphologique aux aspects multiples qui consiste essentiellement à revêtir un mot après coup d'un élément formatif faisant



double emploi avec un autre qui servait, dès l'origine, à exprimer la valeur sémantique du dit mot. C'est donc une sorte de pléonasme morphologique. Comp. par exemple v. fr. *lionnesse* (qu'on rencontre encore chez Pascal) au lieu de *lionne*, les infinitifs lat. vulg. *essere*, russe populaire *itli'* pour *esse* et *itli*, des superlatifs du latin tardif comme *minimissimus* (Arnobé) pour *minimus*, enfin all. *Diakonissin*, doublet de *Diakonisse*.

*Hypercorrect*: A l'allemand *Hypernormalisierung* on peut ajouter *Übersteigerung*.

*Intonation*: J'espère que la définition de *intonation* comme terme de la linguistique lituanienne à la fin du long article *intonation* ne passera pas inaperçue. Quand nous parlons d'*intonation*, nous pensons toujours à une variation du ton, donc à un fait accentuel. Or, en lituanien, l'*intonation* est sans rapport avec l'accent, toute syllabe longue (plus exactement comportant deux ou trois mores) possédant une *intonation*, c'est-à-dire étant susceptible d'être prononcée rude ou douce. Cette intonation lituanienne s'appelle en allemand *Silbenqualität*.

*Parasynthétique*: En allemand *Praefixdenominativ* (voir W. Prellwitz, Γέρας. *Abhandlungen zur idg. Sprachgeschichte*, A. Fick gewidmet, Göttingue 1903, p. 63 ss.). Quant au sens de ce terme, on verra plus loin (p. 8) que M. Marouzeau l'a défini de façon trop restrictive.

### III.

*Syllabe*: Biffer fr. *syllabe entravée* et all. *freie Silbe*, *gedeckte Silbe*, les qualificatifs fr. *libre*, *entravé* et allemand *frei*, *gedeckt* ne convenant qu'aux voyelles, pas aux syllabes. Une voyelle est dite *libre*, en all. *frei*, lorsqu'elle se trouve en syllabe *ouverte*, et *entravée*, en all. *gedeckt*, lorsqu'elle se trouve en syllabe *fermée*, en all. *geschlossen*.

*Synalèphe*: Le terme *Synaløphe* a été emprunté par les Allemands aux grammairiens grecs ou latins, puis adapté par les Français en *synalèphe*, par les Anglais en *synaloepha*, par les Italiens en *sinalefe*. Cela doit s'être passé en un temps où on ne possédait pas encore de bonnes éditions critiques des grammairiens de l'antiquité. Or, depuis, on a pu constater que la forme authentique est gr. συναλιφή, lat. *synaliphē* ou *-a* (voir, à ce sujet, K. Fuhr, *Berl. philol. Wochenschr.* XXVI, 1906, 773 et 1034, et M. Leumann, *Gnomon* XIV, 1938, p. 440). Pour le grec, il suffira de renvoyer à Liddell and Scott; en latin, *synaliphe* ou *-a* est la leçon des meilleurs manuscrits chez Quintilien, *inst.* 9, 4, 109, Charisius p. 367, 19 éd. Barwick, Consentius p. 7, 17; 27, 2. 4. 16; 28, 10. 14 éd. Niedermann. Il faudra donc s'habituer, dorénavant, à dire et à écrire fr. *synaliphe*, all. *Synaliphe*, angl. *synalipha*, it. *sinalife*. M. Lejeune, *Traité de phonétique grecque* p. 217, n. 3, donne bien συναλιφή, mais n'en a

pas tiré la conséquence, en continuant à employer la forme française *synalèphe*. Cela montre, combien il est difficile d'extirper de fâcheuses accoutumances; raison de plus de s'y appliquer sans relâche.

*Euphémisme*: L'allemand *Deckname* ne correspond pas au fr. *euphémisme*; son sens est «pseudonyme», c'est-à-dire nom d'emprunt, choisi librement surtout par des écrivains et par des acteurs, et qui est différent de celui sous lequel ils sont inscrits dans les actes de l'état civil.

*Finale*: En allemand pas simplement *Schluss*, mais *Wortschluss*.

*Syncope*: En allemand pas simplement *Ausstossung*, mais *Vokal-ausstossung*; voir ce qui a été dit précédemment (p. 107) d'*ecthlipse*.

*Superposition syllabique*: A *Silbenschichtung*, on préférera *Silben-überschichtung*. Eviter en tout cas, *syllabische Superposition*; c'est du charabia.

#### IV.

*Dérivation*: M. Marouzeau oppose à la *dérivation progressive*, consistant en l'addition d'un suffixe (ex. *national* de *nation*), la *dérivation régressive* ou *rétrograde*, caractérisée par la suppression d'un suffixe (exemple *appel*, tiré de *appeler*). Mais les noms postverbaux du type de fr. *appel*, it. *domanda* ne sont pas, tant s'en faut, le seul aspect sous lequel se présente la dérivation rétrograde qui embrasse, au contraire, un domaine beaucoup plus vaste et ne se manifeste pas seulement par la suppression d'un suffixe. Témoin des néologismes de plus en plus fréquents dans le français moderne tels que *puruler*, *somnoler*, joints à date récente aux adjectifs *purulent*, *somnolent* (< lat. *pūrulentus*, *somnolentus*), ou *sculpter*, extrait par dérivation rétrograde de *sculpteur*, qui a évincé l'ancienne forme *sculper* (< lat. *sculpere*). Dans tout ceci on ne voit pas de suffixe supprimé, ni non plus, en latin, dans *dīmidiāre* (attesté seulement depuis Tertullien, c'est-à-dire depuis le 2<sup>e</sup> siècle ap. J.-C.), ajouté après coup à *dīmidiātus* (qui, lui, se rencontre déjà chez Plaute et chez Caton l'Ancien et est dérivé de *medius*), et dans *foederāre* qui ne fait sa première apparition, comme *dīmidiāre*, qu'au 2<sup>e</sup> siècle de notre ère et qui est un dérivé rétrograde de *foederātus* (*foideratei* dans le Sénatusconsulte des Bacchanales de 186 av. J.-C.), tiré lui-même de *foedus*, *-eris*. Enfin, fr. *supportable*, dérivé normal de *supporter*, a fait naître *insupporter* (Henri Bataille, *Maman Colibri*, acte III, sc. 4: *cette vieille roulure m'insupporte*) comme dérivé rétrograde de *insupportable*. C'est là aussi l'origine de angl. *to unbecome*, refait sur *unbecoming*. Ces exemples nous permettent de discerner la nature véritable de la dérivation rétrograde. Elle est le résultat d'un faux raisonnement, d'une sorte d'analogie «à rebours». En latin, on a dérivé du verbe *canere* le

substantif *cantus* et de celui-ci un nouveau verbe *cantāre*, devenus en français *chant* et *chanter*. Or donc, *chant* ayant à côté de lui le verbe *chanter*, on a cru que les verbes *appeler*, *apporter*, *accorder* supposaient les substantifs *appel*, *apport*, *accord*. La désinence des adjectifs *purulent*, *somnolent* sonnait comme celle de *obligeant*, *persévérant*, participes de *obliger*, *persévérer*, devenus des adjectifs, on comprend facilement que l'absence de verbes *puruler*, *somnoler* ait été ressentie comme une lacune du vocabulaire qui devait fatalement être comblée un jour.

*Iéry*: Dire qu'on appelle en russe *iéry* l'*i* précédé d'une consonne dure, c'est confondre la cause et l'effet. L'*i* russe, noté par le signe du *iéry*, n'est pas un *i* dur parce qu'il est précédé d'une consonne dure, mais la consonne précédant un *iéry*, c'est-à-dire un *i* dur, a de par cette position la prononciation dure, non palatalisée. C'est la nature de la voyelle (de toute voyelle, non seulement de l'*i*) qui détermine, en russe, celle d'une consonne précédente et non vice versa.

*Métaplasme*: La définition de M. Marouzeau, d'après laquelle la grammaire traditionnelle désignait autrefois ainsi soit l'altération, quelle qu'elle soit, d'une forme considérée comme normale, soit plus précisément un changement phonétique en tant qu'il peut être conçu comme une déformation, appelle ce correctif que le nom de *métaplasme* était réservé à un tel changement dans la langue des poètes. Toute dérogation à l'usage codifié par les grammairiens de l'antiquité était qualifiée par ceux-ci de *métaplasme* en poésie, mais de *barbarisme* dans la langue courante; comp. Quintilien, *inst.* 1, 8, 14: *deprehendat* (sc. *grammaticus*), *quae barbara, quae impropria, quae contra legem loquendi sint posita, non ut ex his utique improbentur poetae, quibus, quia plerumque servire metro coguntur, adeo ignoscitur, ut vitia ipsa aliis in carmine appellationibus nominentur*: μεταπλασμούς enim et σχήματα, *ut dixi, nominamus*, et de même Consentius p. 1, 12 ss. éd. Niedermann: *fieri barbarismum dixi in communi sermone, quoniam si in poemate pars aliqua orationis vitiosa, metaplasum dicunt*.

*Parasynthétique*: La définition de ce terme est incomplète. Elle laisse croire, en effet, qu'on n'appelle *parasynthétiques* que des verbes, tirés d'un nom par addition simultanée d'un préfixe et d'un suffixe, alors que Arsène Darmesteter, que M. Marouzeau indique comme référence, distingue expressément des *parasynthétiques verbaux* et des *parasynthétiques nominaux* (voir A. Darmesteter, *Cours de grammaire historique de la langue française*, 3<sup>e</sup> édition publiée par les soins de Léopold Sudre, 3<sup>e</sup> partie, p. 23 ss.). On sera surpris aussi de voir cité comme unique exemple *impedicare* (de *pedica*), ἀπαξ εἰρημένον du latin tardif, ce dont on pourrait

inférer qu'il s'agit d'un phénomène rare. Or, tout au contraire, tant le français que l'allemand fournissent des exemples en abondance, du moins en ce qui concerne les parasynthétiques verbaux (les parasynthétiques nominaux sont sensiblement moins nombreux dans ces deux langues); comp. fr. *débarquer* (*barque*), *émietter* (*miette*), *encaisser* (*caisse*), *ressemeler* (*semelle*), *arrondir* (*rond*), *échauder* (*chaud*), all. *ausarten* (*Art*), *enthaaren* (*Haar*), *überlisten* (*List*), *verkörpern* (*Körper*), *abkürzen* (*kurz*), *einengen* (*eng*) et, en fait de parasynthétiques nominaux, fr. *encoignure* (*coin*), *embranchement* (*branche*), *démodé* (*mode*), *effronté* (*front*), all. *Gehäuse* (*Haus*), *unwegsam* (*Weg*), *vorsintflutlich* (*Sintflut*). Au cas où M. Marouzeau tiendrait à montrer que la formation de composés verbaux et nominaux par voie de synthèse d'un préfixe, d'un nom et d'un suffixe existe aussi en latin, je lui proposerais le petit choix d'exemples que voici: (parasynthétiques verbaux) *dēfaecāre* 'débarbouiller' (*faex* 'lie, bourbe, vase'), *percontārī* 'sonder', au figuré 'questionner' (*contus* 'gaffe'), *exaltāre* (*allus*), *inēbriāre* (*ēbrius*), (parasynthétiques nominaux) *incūria* (*cūra*), *praecordia* pl. n. 'diaphragme, viscères' (*cor*), *ēnormis* (*norma*), *pervius* (*via*), *trāns-padānus* (*Padus*).

*Particule*: La notion de particule étant flottante et très complexe, on aurait souhaité que l'article qui lui est consacré fût plus explicite. Sur les critères qui permettent de la délimiter et sur la classification des particules, on consultera Daniel Labéy, *Manuel des particules grecques* (Paris 1950) et J. D. Denniston, *The Greek particles* (2<sup>e</sup> éd. Londres 1952). Labéy distingue les *intensives*, les *juxtapositives*, les *continuatives consécutives*, les *explicatives*, les *adversatives*, Denniston *additional*, *adversative*, *confirmative*, *inferential particles*, enfin, M. Jean Cousin, *Bibliographie de la langue latine* (Paris 1951), en classant les publications qui traitent des particules, ajoute aux catégories prénommées les *disjonctives*, *restrictives*, *assévératives*, *comparatives*.

## V.

*Anticipation*: Dans l'aoriste grec ἔθρεψα en regard du présent τρέφω, il n'y a pas eu d'anticipation de l'aspiration. Il s'agit d'une racine commençant et se terminant par une occlusive sourde aspirée (θρεφ), dont la première subissait la désaspiration, sauf si la seconde perdait l'aspiration par suite de quelque accident phonétique (en l'espèce parce que, dans ἔθρεψα, elle était suivie d'un s), auquel cas la première subsistait (voir *désaspiration*, p. 72, et *loi de Grassmann*, p. 105). Par contre, on se trouve en présence de cas d'anticipation de l'aspiration dans gr. εὔω (εὐώ) < \*εὔhω (< \*εὔσω, comp. lat. *ūrō* < \**eusō*) ou bien dans ion. βάρραχος en face de βάρραχος des autres parlers grecs. Du reste, l'anticipation d'un pho-



nème d'une tranche syllabique postérieure dans une antérieure n'est pas limitée à l'aspiration; comp. lat. vulg. *pristīnum* (> it. dial. *prestino*) < lat. class. *pistrīnum* 'moulin' et 'boulangerie', ou it. *drento* < lat. *deintrō*.

*Consonantification*: L'évolution du lat. *e(g)o* qui a abouti à fr. *je* doit avoir été très compliquée et les romanistes ne sont pas d'accord sur la filière des étapes intermédiaires. Il vaudrait donc mieux avoir recours à des exemples plus transparents comme lat. *lārua* (Plaute, *Amph.* 777) > lat. class. *lārva* (Horace, *sat.* 1, 5, 64), lat. arch. *mīluos* (Plaute, *Aul.* 316) > lat. class. *mīlvus* (Juvénal 9, 55), ou bien des cas de synizèse dans la versification latine comme *par-jetibus* (Virgile, *Aen.* 2, 442) pour *parietibus*, *tenvia* (Virgile, *georg.* 1, 397) pour *tenuia* (comp. aussi v. fr. *tenves* < lat. *tenuis*).

*Contraction*: Lat. class. *līber* n'est pas issu par contraction de *leiber*. Cet exemple devrait figurer sous *monophthongaison*; voir ci-après.

*Gémination*: Dans fr. *bébête*, *filille* il y a *redoublement expressif* et non *gémination expressive*. Pour illustrer cette dernière, on citera par exemple lat. *flaccus*, *gibber*, *lippus*, *bucca*, *maccus*, *pappus*.

*Monophthongue*: Lat. *auricula* > *ōricula* ne convient pas comme exemple de monophthongaison. De fait, la diphtongue *au* s'est maintenue inchangée en latin; comp. *auris*, *causa*, *fraus*, *laus*, etc. Mais dans les dialectes ruraux des environs de Rome, elle s'est réduite à *ō* et un certain nombre de mots dialectaux avec *ō*, remontant à un ancien *au*, a pénétré dans la langue des classes populaires de la capitale. Par contre, il y a eu à Rome même monophthongaison de *ei* dans *deicō* (*deicerent*, *exdeicendum* dans le Sénatusconsulte des Bacchanales de 186 av. J.-C.) > *dīcō* et de *ou* dans *doucō* (*abdoucīt* dans l'építaphe d'un membre de la famille des Scipions du 3<sup>e</sup> siècle av. J.-C.) > *dūcō*. En germanique, le v. h. a. *ēr* répond au got. *áiz* 'airain' et *uo* du v. h. a. *guot*, *bluot* est devenu *ū* dans l'all. mod. *gūt*, *Blūt*.

*Superposition syllabique*: L'exemple lat. *\*nūtrītrīx* > *nūtrīx* est peu sûr. Les linguistes inclinent aujourd'hui à voir dans *nūtrīx* un élargissement d'un ancien féminin *\*noutrī* qui serait à la base du verbe *nūtriō* et qui aurait fait place à *noutrīx*, *nūtrīx* de même que *\*jūnī* (= skr. *yūnī*), *\*genetrī* (= skr. *janitrī*) ont été remplacés par *jūnīx*, *genetrīx*. Pour appuyer la définition de *superposition syllabique* d'un exemple qui ne laisse pas d'alternative, on pourrait choisir l'un des suivants: lat. *sēmōdius* 'demi-boisseau' < *\*sēmimodius*, fr. *monôme* < *\*mononôme* (comp. *binôme*), all. *Zauberin* < *Zaubererin*, fém. de *Zauberer*.

Terminons par un petit détail anecdotique, à savoir l'origine présumée du mot international *kodak*. Sous *néologisme* (p. 155), M. Marouzeau se range à l'opinion soutenue par exemple par M. Dauzat dans son *Dictionnaire étymologique de la langue française*, p. 424,

selon laquelle *kodak* serait une onomatopée, suggérée par le bruit du dé clic de cet appareil. Je me souviens, quant à moi, d'avoir lu quelque part que l'industriel américain Eastman aurait choisi ce terme pour donner à son invention un nom dont la prononciation ne variât pas ou variât le moins possible d'une langue à l'autre. Du reste, les deux explications ne s'excluent pas, car on peut évidemment imaginer quantité d'assemblages arbitraires de sons remplissant la condition d'être prononcés partout de la même façon (au moins approximativement), et alors il était naturel que la préférence fût accordée à celui qui pût être interprété comme une harmonie imitative.

Neuchâtel

Max Niedermann.

★

BRUNO QUADRI, *Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung. Eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung*. Berne, A. Francke, 1952, 1 vol. de XVIII + 271 p. in 8° (= *Romanica Helvetica*, vol. 37).

Si c'est à Diez, père de la philologie romane, que nous devons l'idée de grouper systématiquement des termes traduisant quelques concepts essentiels de la vie des peuples, de façon à échantillonner dans les langues romanes la part des conservatismes et celle des créations (*Romanische Wortschöpfung*, 1875), c'est avec E. Tappolet, A. Zauner et Cl. Merlo, au tournant du siècle, que l'onomasiologie naît comme discipline à la conscience scientifique. Très vite, elle se rend compte que les instruments de travail purement philologiques dont elle pouvait disposer (glossaires, dictionnaires de la langue commune et des patois) ne sauraient suffire à la réalisation de ses buts propres. Aussi saura-t-elle s'en créer d'adéquats, en même temps qu'elle se forgera une méthode originale. Dans ses buts, elle se rencontrera avec les dialectologues, lesquels seront amenés ainsi à fournir les travailleurs intellectuels dont la nouvelle discipline a besoin. C'est l'époque de l'*ALF*, de l'étude conjointe des choses et de leurs noms, dans les cadres de la culture («Wörter und Sachen»). Elle se caractérise par la pratique de l'enquête directe.

C'est surtout dans les centres universitaires en marge du monde roman (Suisse alémanique, Allemagne, Autriche) que l'onomasiologie se pratique assidûment et avec plein succès. En France (sauf dans l'entourage immédiat de Gilliéron), en Espagne, et aussi, dans une certaine mesure, en Italie, les disciplines philologiques traditionnelles, fondées sur l'étude du passé national et de la langue



de culture, continuent à attirer à elles la presque totalité des forces disponibles. Ses meilleurs disciples c'est à la périphérie du domaine français, en Wallonie et dans le sud-est, que Gilliéron les trouvera.

Au fil des années, l'onomasiologie se perfectionne: les meilleurs de ses pratiquants la repensent (à juste titre M. Quadri insistera sur la part prépondérante prise par K. Jaberg dans son approfondissement théorique); enfin, elle s'annexe de nouvelles provinces, à mesure qu'elle pénètre plus profondément dans l'étude de l'âme populaire (superstitions, médecine populaire, folklore) pour y saisir les motifs du changement lexical. Une heureuse conjonction, dont il faut souhaiter qu'elle soit durable, entre l'onomasiologie et les doctrines de Ch. Bally sur la valeur expressive des mots, donne naissance à des travaux particulièrement originaux.

Enfin, une dernière période est caractérisée par une «Auseinandersetzung», une explication en règle entre l'onomasiologie et ses opposants, Jost Trier, qui a mis dans la circulation la notion de «Sprachliche Felder», et L. Weisgerber, père de la «Begriffslehre». L'onomasiologie a désormais sa place dans les cadres de la linguistique générale.

Cette vue à vol d'oiseau, il n'aurait pas été facile de la donner avant la publication du livre de M. Quadri. Nous n'avons pas résisté au plaisir de l'en dégager, donnant ainsi au lecteur un avant-goût du plaisir qu'il trouvera à l'approfondir.

Le livre est centré sur l'étude des faits romans, conception légitime, puisque l'onomasiologie est pour l'essentiel une création de romanistes, mais il est en même temps largement ouvert sur l'apport des germanistes et des comparatistes, qu'il n'est pas permis d'ignorer. D'abord, l'onomasiologie tend avec les années (c'est une conséquence de l'enquête directe) à se modeler sur l'étude de la région; simultanément, le cadre panroman perd de sa raison d'être (car la paléontologie linguistique est passée au second plan); mais la recherche des ressorts profonds d'un changement de dénomination, elle, exige une enquête psychologique toujours plus large, qui se meut alors à l'occasion sur un terrain non-roman (v. les études de Jaberg et de Tagliavini mentionnées plus loin). Ensuite, et surtout, c'est du côté des germanistes que se sont élevées les voix discordantes.

La méthode d'exposition adoptée par M. Quadri dans sa seconde partie, «Entwicklungsgeschichte der onomasiologischen Forschung», est chronologique. L'auteur s'y montre historien très informé, et critique prudent et pénétrant. Ses analyses sont des modèles d'objectivité. La parole est donnée, dans toute la mesure souhaitable, à des savants dont M. Quadri ne partage pas l'opinion. L'intérêt va croissant, et culmine dans les pages qui sont consacrées à la période

d'entre les deux guerres. Il faut dire aussi que si les conceptions initiales de Tappolet, de Zauner et de Cl. Merlo ne présentent plus pour nous qu'un intérêt rétrospectif, les dernières pages évoquent des problèmes cruciaux. En annexant – un peu malgré l'intéressé – Jost Trier à l'histoire de l'onomasiologie, M. Quadri a peut-être laissé dans l'ombre le fait que la méthode de travail de ce germaniste est parfaitement légitime, mais que sa démarche intellectuelle est celle du philologue, qui part de textes scrutés à fond pour déterminer, par des approximations prudentes, l'extension sémantique des différents termes qu'il s'est proposé d'étudier: à mon sens (v. encore p. 150–151) Trier a sa place parmi les philologues, en dehors de l'onomasiologie; si on tient absolument à lui donner une étiquette, c'est plutôt celle de sémasiologue qui paraît lui convenir. On sait d'ailleurs que la sémasiologie est le complément indispensable de l'onomasiologie, surtout dès qu'on sort du domaine des choses matérielles étudiées par la méthode directe. En ce qui concerne maintenant l'attitude réticente adoptée par M. Quadri vis-à-vis des positions de L. Weisgerber, nous la partageons, et même nous croyons qu'il ne serait pas bien difficile de lever tout à fait l'hypothèque que ce savant croit avoir fait peser sur l'onomasiologie. Il attribue, on le sait, une vitalité propre aux concepts, laquelle se reflète dans des modifications de la «forme interne», responsable en dernière analyse des modifications de la «forme externe» (image verbale avec sa traduction sonore). Il en arrive ainsi à placer au centre du circuit de la parole les concepts. La question se pose maintenant de savoir si ces concepts ne sont pas tout simplement la cristallisation, le résidu abstrait de l'expérience linguistique quotidienne de l'enfant et de l'adulte, au terme d'une longue série de tâtonnements et de corrections. De tels concepts seraient dès lors secondaires, et corrélatifs aux images verbales dont ils constituent la face interne, ce qui explique l'action de l'étymologie populaire sur les concepts. Entrés par la parole, ils constituent un point de départ solide pour une enquête portant à la fois sur des faits de parole (variantes expressives) et de langue. De tels concepts («Popularbegriffe», concepts linguistiques) sont génétiquement et structurellement très différents des concepts dont fait usage la philosophie. Il faut un réel effort pour passer des uns aux autres, par exemple pour passer du concept empirique «donner» (= *dare* + *donare*) au groupement de concepts logiques: 1° mettre en la possession de qqn., 2° mettre à la disposition de qqn., 3° faire sentir à qqn. l'effet de qqch., du *Dictionnaire Général*. C'est par un va-et-vient continu entre la dénomination, le concept empirique et la chose («the thing meant» d'A. Gardiner) que l'onomasiologue pourra donner des fondements solides à son enquête.

Toute cette seconde partie du livre présente une grande utilité, car elle met à la disposition des romanistes, sous une forme claire et impartiale, et avec un heureux choix de citations, l'apport théorique de savants étrangers à leur spécialité, dont les travaux, forcément, leur sont moins familiers, et qu'il eût été cependant regrettable d'ignorer.

Nous ne nous étendrons pas sur les autres parties du livre de M. Quadri, la première, qui pose les problèmes («Vielseitigkeit des onomasiologischen Forschungsprinzips»), la troisième, de caractère critique («Die Onomasiologie im Rahmen der Sprachwissenschaft»), qui revient sur les théories de Trier et de Weisgerber, la dernière («Brennpunkte onomasiologischer Forschung»), essentiellement bibliographique. Elles sont de la même belle venue que la seconde. Nous dirons simplement que M. Quadri aurait pu suivre l'opposition *Bedeutungslehre* — *Bezeichnungslehre* jusque dans les travaux de syntaxe (v. déjà p. 145), où elle a été mise en vive lumière par E. Lerch, *Historische Französische Syntax*, t. I, p. 1 ss. Si *La Pensée et la Langue* de F. Brunot se solde par un demi-échec, c'est sans doute parce qu'elle n'a pu prendre nettement position entre les deux attitudes possibles.

Le livre se termine par un «Onomasiologischer Begriffsindex» qui fait du livre, en même temps, un incomparable instrument de travail. Pas moins de 1500 rubriques renvoient aux travaux d'onomasiologie cités dans le corps de l'ouvrage. Sans qu'il ait visé à être complet, il semble que M. Quadri n'ait rien omis d'important<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Page 9, le *Dict. des Antiquités grecques et romaines* de DAREMBERG, SAGLIO et POTTIER a l'avantage sur le PAULY-WISSOWA d'être complet: il méritait certainement une mention. Les *indices ad glossarium* qui figurent au tome X, p. CXVII ss., du *Glossaire* de DU CANGE, éd. L. Favre, sont trop peu connus et utilisés; ils donnent accès à quantité d'articles intéressants, se rapportant aux «affinitates et cognationes», aux «aedium partes», aux «agrorum modi», aux «corpus humani partes», etc. — Page 21, n° 80. Particulièrement riche est la liste des études onomasiologiques consacrées à la flore (v. d'ailleurs p. IV), aj. Jos. BASTIN, *Les plantes dans le parler, l'histoire et les usages de la Wallonie malmédienne*, Liège 1939, 260 p. — Page 24, n° 100. On n'oubliera pas l'utile «index méthodique» qui accompagne G. MAYER, *Lexique des œuvres d'Adam de la Halle*, Paris 1940, p. 173-194. — Page 45, n° 207. Nizier n'est pas un prénom, mais fait partie du pseudonyme Nizier du Puitspelu; à écrire donc en toutes lettres. — Page 101, n° 421: l'opinion que les sourcils attirent davantage l'attention que les cils, dans la caractérisation du visage, mériterait d'être vérifiée dans les

On nous permettra d'exprimer le vœu qu'il soit mis dans la possibilité de tenir à jour le magnifique répertoire qu'il nous a donné, par exemple sous forme d'une chronique bibliographique annuelle. Ses vastes lectures l'y préparent, son zèle, son souci d'informer avec précision, le désignent sans conteste pour cette tâche.

Gand

Guy De Poerck

★

CARLO TAGLIAVINI, *Le origini delle lingue neolatine*, 2<sup>a</sup> ed. rielaborata, Casa Editrice R. Pàtron, Bologna 1952.

Vor etwas mehr als dreißig Jahren erschien fast mit demselben Titel das wohlbekannte Bändchen von Savj-Lopez, das heute zwar in mancher Hinsicht nicht mehr dem Stande der Forschung ent-

«portraits» littéraires que nous a laissés le moyen âge. – Page 114. Aj. maintenant aux travaux de L. REMACLE et EL. LEGROS sur le vocabulaire rural wallon, L. WARNANT, *La culture en Hesbaye liégeoise, Etude ethnographique et dialectologique*, Bruxelles-Liège 1949, 255 p. in-8°. – Page 134, n° 553. Particulièrement bienvenue l'orientation bibliographique sur le tabou en linguistique. – Page 227. Comme pendant roman à l'article de I. M. REPS, *Zu den alldutschen Lichtbezeichnungen*, il y a une petite étude de FR. GUERCIO, *La luce e le sue manifestazioni in italiano e in inglese*, *ID* 7, 1931, 33–50, qui ne concerne d'ailleurs que la langue littéraire. Parmi les efforts récents couronnés de succès pour suivre une notion à travers un très grand nombre de langues non apparentées il y a le remarquable article de K. JABERG, *Krankheitsnamen. Metaphorik und Dämonie* (cité page 203, mais qui méritait à notre sens une mention plus explicite, car il revient sur la question de la «innere Form», et fait une place importante aux explications démonistiques), et la large enquête de C. TAGLIAVINI, *Di alcune denominazioni della «Pupilla»*. *Studio onomasiologico, con speciale riguardo alle lingue camito-semitiche e negro-africane*, *Annali dell'Istituto universitario orientale di Napoli*, N.S., vol. III, 1949, p. 341–378. – Page 253 ss. (Onomasiologischer Begriffsindex) il manque les articles ou renvois suivants: Biene, aj. U. VALENTE, *Nomenclatura dell'ape in alcune regioni settentrionali d'Italia e specialmente nelle valli del Pellice e del Chisone*, *AGI* 18, 1914, 366–367; Böttcherei Nigra, p. 33 (les autres termes étudiés par ce même auteur n'ont pas davantage été relevés); Kinderspiel: rien pour le romaniste; les termes concernant le jeu du bâtonnet par exemple ont été étudiés onomasiologiquement respectivement par le soussigné dans la *RBPH* 24, 1945, 145–164 (avec une carte) et par W. BAL dans le *BCTD* 20, 267–287.



spricht, dank seinen besondern Vorzügen aber im Jahre 1948 doch wieder unverändert gedruckt worden ist. Im folgenden Jahr trat an seine Seite der stattliche, wiewohl in Papier und Druckverfahren weniger erfreuliche Band von Carlo Tagliavini, dessen zweite Auflage heute vor uns liegt. In der Abgrenzung und Einteilung des Stoffes hält sich der Verf. im großen und ganzen bewußt an das klassische Werklein von Savj-Lopez, das er, wie wir aus dem Vorwort erfahren, zu ergänzen, nicht zu ersetzen gedachte. Das neue Buch ist eine übersichtliche, sehr sachlich gefaßte Einführung in die wichtigsten Probleme und Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Vor- und Frühgeschichte der romanischen Sprachen, mit vielen bibliographischen Hinweisen, einigen Textproben und Karten sowie mit einem für Anfänger nützlichen stichwortartigen Abriß der Geschichte der romanischen Philologie von der Romantik bis zur Gegenwart. Es fehlt ihm zwar der geistesgeschichtliche Blickpunkt, das Streben nach einer sprachhistorisch-philologischen Gesamtschau, die zusammen mit den stilistischen Qualitäten dem Bändchen von Savj-Lopez seinen besondern Wert gibt. Die eingehende Darstellung der im engeren Sinne sprachgeschichtlichen Fragen, die nach allen Seiten hin die neueste Forschung mitberücksichtigt und die wichtigsten Auffassungen und Theorien kurz skizziert, wird aber heute, da – wie der Verfasser im einleitenden Kapitel selbst melancholisch feststellt – dem einzelnen der Einblick in sämtliche Teilgebiete der romanischen Philologie praktisch unmöglich geworden ist, nicht nur den italienischen Studenten, sondern auch den Fachleuten des In- und Auslandes, vor allem denen der jüngeren Generation, die die Entwicklung der Wissenschaft in den letzten 50 Jahren nur zu einem kleinen Teil selbst miterlebt haben, höchst willkommen sein. Dem Verfasser gebührt unser Dank für das sorgfältig gearbeitete, zuverlässige Nachschlagewerk.

Im Rahmen dieser Besprechung ist es uns nicht möglich, die vielen Einzelheiten, die zu Diskussion Anlaß geben könnten, zu behandeln. So mag es uns gestattet sein, einige Grundfragen herauszugreifen.

In dem reichhaltigen Kapitel über das Substrat warnt der Verf. mit Recht vor allzu kühnen Rekonstruktionen unbekannter Sprachen und der daraus sich ergebenden Annahme von Substrateinflüssen, geht aber nicht auf die zentrale Frage ein, ob die Einwirkungen vorromanischer Völker auf die Lautung eines romanischen Idioms als physiologisch oder psychologisch bedingt zu betrachten seien. Man möchte darüber um so mehr Klarheit haben, als der Gebrauch des von Ascoli geprägten, rassenbiologisch zu verstehenden Ausdrucks *reazioni etniche* in Kap. II mit der p. 18 in Anlehnung an Menéndez Pidal formulierten geistesgeschichtlichen Konzeption des Laut-

wandels in Widerspruch steht. Cf. jetzt den entsprechenden Aufsatz des spanischen Gelehrten in der *RFE* 34 (1950), p. 1–8: *Modo de obrar el substrato lingüístico*. (Gerechtfertigt schiene uns auch ein Hinweis auf die grundlegende Abhandlung von Amado Alonso, *Substratum y superstratum*, *Rev. fil. hisp.* 1, 1939; jetzt auch in seinen *Estudios lingüísticos*, p. 315 ff.)

Die Autorität Ascolis wirkt sich ebenfalls in dem Kapitel über die Gliederung der Romania aus, wo zur Unterscheidung der verschiedenen Idiome den rein sprachlichen Kriterien der Vorrang zuerkannt wird und demgemäß das Frankoprovenzalische als elfte Einheit neben die üblichen zehn tritt. Daß dann logischerweise auch die oberitalienischen, genauer die «gallo-italienischen» Mundarten ausgesondert werden müßten, scheint uns klar. Man wird aber den Sprachgemeinschaften, die weder durch ein gemeinsames Kulturbewußtsein noch durch eine Koiné geeint sind und deren literarische Produktion sich kaum über die praktischen Bedürfnisse des Alltags erhoben hat, nur dann dieselbe Eigenständigkeit zubilligen wollen wie den ihrer Eigenheit bewußten Schöpfern und Trägern einer Literatursprache, wenn wie beim Sardinischen und Dalmatischen geographische, historische und idiomatische Besonderheiten es rechtfertigen.

Im Kapitel über den vulgärlateinischen Vokalismus folgt der Verf. mit einiger Zurückhaltung den neusten Erkenntnissen von Rohlfs und Lausberg, verzichtet aber konsequenterweise darauf, nur das am weitesten verbreitete Vokalsystem als das «vulgärlateinische» zu bezeichnen, wie das – in Anlehnung an die ältere Forschung, die an eine phonologisch einheitliche römische Volkssprache glaubte – Rohlfs in seiner *Italienischen Grammatik I*, p. 44, noch tut.

Problematisch ist der Begriff des *volgare*, den der Verf. seinen Erörterungen über das *Indovinello veronese* zugrunde legt. Er schreibt p. 463: «la mia impressione... è che questo testo sia non ancora del tutto volgare, ma semivolgare.» Aus dem Vorangehenden zu schließen, wäre das so zu verstehen, daß der Text nicht mehr vulgärlateinisch, aber auch noch nicht romanisch sei. Eine solche Behauptung steht jedoch mit der einzig richtigen Auffassung einer kontinuierlichen Entwicklung vom Lateinischen zum Romanischen, wie sie der Verf. ausdrücklich formuliert, im Widerspruch. Es gibt keinen Punkt in der historischen Entwicklung, bei dem das Vulgärlateinische aufhört und das *volgare* oder *semivolgare* beginnt oder wo dieses endet und das wirkliche *volgare* anhebt. Wenn das *Indovinello veronese* nicht rein vulgär-sprachlich ist – und das ist es sicher nicht –, so kann das nicht aus der historischen Entwicklung der Volkssprache erklärt, sondern nur als stilistisches Phänomen begriffen werden.



Im Hinblick auf eine dritte Auflage seien uns zum Schluß einige Ergänzungen und Korrekturen erlaubt:

p. 33 wäre unter den onomasiologischen Arbeiten vor Tappolet auch derjenigen von Grimm und der *Romanischen Wortschöpfungen* von Diez zu gedenken. (Cf. jetzt B. Quadri, *Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung*, *Romanica Helvetica* 37, Bern 1952).

p. 35 dürften neben Ballys *Traité de stylistique française* auch dessen theoretische Grundlegung *Le langage et la vie* und das methodisch nicht weniger bedeutsame Buch *Linguistique générale et linguistique française* erwähnt werden. Auch vermissen wir einen Hinweis auf Trubetzkoy.

Auf dem Kärtchen (Fig. 6) p. 78 verläuft die Ostgrenze der Aspiration von *k* viel zu weit westlich. Sogar Florenz ist außerhalb der Linie geblieben (cf. dazu AIS II 354 *fuoco* etc.; ferner Robert A. Hall, *Italica* 26, 1949, p. 64).

p. 215 könnte der Leser meinen, Wartburg betrachte als Ursache der sprachlichen Differenzierung der Romania nur das Superstrat. In seiner *Ausgliederung der romanischen Sprachräume* wie in seiner *Entstehung der romanischen Völker* ist aber auch von den Substratwirkungen und den im Lateinischen begründeten Veränderungen ausführlich die Rede.

p. 427 s. fehlt die Neuausgabe der Roland-Hss. von Raoul Mortier, *Les textes de la chanson de Roland*, 10 vol., Paris 1940–1944.

Bern

S. Heinemann

★

VEIKKO VÄÄNÄNEN, «*Il est venu comme ambassadeur*», «*il agit en soldat*» et locutions analogues en latin, français, italien et espagnol, *Essai de syntaxe historique et comparée* (*Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, Ser. B, t. 73,1), Helsinki, Imprim. de la Soc. de Litt. Finnoise, 1951, in-8, 75 pages.

Délimitant son sujet, M. V. se propose «d'éclairer, dans leur évolution historique, les diverses manières d'exprimer l'apposition circonstancielle» (p. 11). Par ce terme, il entend «l'état que revêt quelqu'un (ou quelque chose) en exécutant ou subissant une action. Elle implique donc une identité avec le terme auquel elle se rapporte» (p. 9), mais elle «n'est aucunement unie à son régime» (p. 7): (Comme) *Fille de colonel, je ne puis faire un pareil métier*. M. V. la distingue du terme apposé, c'est-à-dire de «l'apposition dans l'acception usuelle, qui ne peut être séparée de son régime» (p. 6): *Moi, fille de colonel, faire un pareil métier!*... L'auteur convient que, pour le substantif, «l'apposition entre le terme apposé

et l'apposition circonstancielle (est) loin d'être aussi prononcée» (p. 7). Et on constate que, pratiquement, dans son exposé, il fait souvent appel à des exemples de «termes apposés». Loin de nous l'idée de lui en faire grief. Au contraire, le sujet aurait pu être utilement élargi. Puisque *quomodo* a hérité, devant une apposition, des acceptions «comparaison et identité» et «sens purement identifiant» qu'avaient pris (*sicut*, *quasi* et *tamquam*, on ne peut souscrire sans examen à l'affirmation de M. V.: «Ce n'est sans doute qu'un accident que *quomodo*, assez fréquent en bas latin comme conjonction, soit pour ainsi dire inconnu dans la fonction appositionnelle. On n'en connaît qu'un exemple» (p. 20). La faveur qu'a connue *quomodo* dans les langues romanes n'est peut-être pas sans lien avec l'histoire de cette conjonction en latin mérovingien. De même, le fait que *comme* rétrograde en français devant *en* n'est sans doute pas étranger à l'extension de son emploi, comme conjonction, dans l'histoire du français: cette extension même ayant comme corollaire l'affaiblissement de sa valeur propre.

Etudiant l'évolution sémantique de *pro*, M. V. constate que dans *Fredeg. II, 4* le datif lui fait concurrence: *habuerunt regi Frida*. Il se demande: «datif hypercorrect?» (p. 15). C'est en réalité une bonne preuve de la grammaticalisation de *pro*; et en latin mérovingien maints compléments circonstanciels tendent à se mettre au datif: *pedibus eius prostrati* (Greg., H. F., I, 31: pour *ad*), *pelo caritativae* (Greg., Mart. 79: pour *ab*), *Chlodovecho coniungetur* (H. F., II, 32: pour *cum*), *cum diutissime... lectulo decubasset* (H. F., IV, 20: pour *in*).

De même le cas «sporadique» de *ad* là où on attendrait *in* + accus. (*Fredegunde* [acc.] *vero copulavit ad reginam*: p. 17) doit être replacé dans la tendance à la grammaticalisation de *ad*, qui, à l'époque mérovingienne, se substitue à plus d'une autre préposition.

Pour *in* introducteur d'apposition, M. V. note les évolutions sémantiques suivantes: *In* + acc.: sens local et transitif → «final et modal» (*bona in praemium dat*: p. 15) → «identification ou représentation d'un personnage ou d'une chose» (p. 19; *in ingenium nasci*). *In* + abl.: appartenance à telle catégorie (*res hostium in praeda captas*: p. 18) → «à l'état de» (p. 18; *aestimantur in semine*) → «sous l'apparence de» (p. 69; *Iuppiter mugivit in bove*) → «rôle que quelqu'un remplit» (p. 19; *in magistro Jesus*) → «qualité, titre qui revient à quelqu'un» (p. 19; *vices in patre matris agit*). Malgré

<sup>1</sup> J'emprunte les exemples suivants au Cours de grammaire comparée des langues romanes donné par Mr. G. DE POERCK à l'Université de Gand (Belgique) en 1948-1949.

les «affaiblissements de sens» (p. 68) que M. V. constate, il a proposé pour chacun de ces emplois successifs des traductions très précises de *in*. C'est peut-être une illusion que lui suggère le contexte. Celui-ci ne doit pas être incorporé dans la valeur en soi qu'a la préposition; cette valeur ne résulte que de la considération de l'ensemble des cas où la préposition intervient. M. V. n'a-t-il pas eu tort de ne prêter attention aux particules et prépositions que lorsque leur emploi se rapprochait, par le sens, de la formule dont il cherchait des équivalents? Il eût été intéressant que, pour certains textes déterminés et séparés par le temps, il considérât l'ensemble des emplois de chacune d'elles, pour tâcher d'en saisir la valeur commune. Et puisque M. V. aboutit à la conclusion que toutes les particules et prépositions latines qu'il étudie en arrivent à exprimer plus ou moins «l'identité», il aurait pu tâcher d'y déceler pourquoi un même auteur recourait tantôt à l'une ou à l'autre, tantôt préférerait l'apposition pure et simple.

Je m'étonne aussi que la conjonction *ceu* n'ait pas trouvé place dans la partie latine de ce volume. Ce mot est absent du *REW*, certes. Mais peut-être à tort, comme j'espère le prouver ailleurs<sup>1</sup>.

En français, M. V. classe les exemples de *comme* selon les sens qu'il leur attribue. En les juxtaposant, on constate que l'évolution aurait été: «comparaison qui implique l'identité» (p. 26; *vint corant come feme forsenee*) et introducteur de prédicatif (p. 28; *me jurat cume sa per a prendre*) → (au XV<sup>e</sup> s.) «identité sans plus», «en qualité de» (p. 27: *le droit [...] que j'ay comme enfant de Paris*). *Comme* s'est conservé surtout «quand il s'agit d'une position, d'une occupation» (p. 43) et «à côté d'un prédicatif accompagnant des verbes tels que *être, devenir, rester*» (p. 44). *En* au contraire fait «ressortir le rapport de manière» (p. 43). Il aurait été préféré à *comme* parce que «particule brève et dépourvue de sens propre, *en* se prête à une construction plus concise et plus dégagée» et parce que «l'apposition l'emporte sur la comparaison proprement dite en force et en vivacité» (p. 40). On se permettra de douter que *en* ait été «dépourvu de sens propre»: il semble en effet que le *en* français recouvre un domaine de rapports bien moins vaste que le *in* latin.

J'avouerai que l'exposé que fait M. V. de l'histoire du «sens» de *en* dans la fonction considérée ne me paraît pas clair, et je m'excuse d'avance auprès de l'auteur si je devais trahir sa pensée: complément prédicatif (type: *in subsidio collocare*: p. 32, 33) → au XV<sup>e</sup> siècle, sous l'influence du théâtre, «rôle que joue quelqu'un» (p. 35; *habillé en sof*) → XV<sup>e</sup> s.: «sens modal-comparatif» (p. 35; *parle en*

<sup>1</sup> Cf. Sarde «che» < latin «ceu», dans *Romanica Gandensia*, t. I, 1953 (sous presse).

*bastelleur*) → (peu usité encore au XVI<sup>e</sup> s.) «identité temporaire» (p. 37; *vous parlez en soldat*) → comparatif (p. 40; *j'agissais en mufle*). Ce dernier sens serait dû, de plus, à l'aboutissement d'une seconde «filière sémantique convergente»: sens local, final → «sens modal-qualificatif», «rapport de manière» (p. 40; *il monta es cieulx en corps glorifié*) et devant les compléments de manière (*colonne en marche*). Il semble que M. V. ait voulu concilier les opinions de ses prédécesseurs. Il a renforcé, par de nombreux exemples, l'hypothèse réservée de Mme Fahlin: l'influence du théâtre pour expliquer la vogue qu'a connue *en* dans les parlers gallo-romans. Si l'explication des exemples provençaux antérieurs au XV<sup>e</sup> s. me paraît satisfaisante, il reste néanmoins, contre cette filiation compliquée, le fait du *vaît en messagier* antérieur au XV<sup>e</sup>, ainsi que l'existence dès le latin du sens modal-comparatif que M. V. semble présenter comme ultérieur en français. L'auteur s'en est rendu compte; et, plus que Mme Fahlin, il admet une souche latine.

Un des intérêts de la grammaire comparée est de vérifier si une hypothèse explicative formulée pour une langue se trouve confirmée ou non par une situation analogue ailleurs. En italien, *come* s'efface aussi, mais devant *da*, cette fois, pour les emplois appositionnels. Or, ici le passage de *come* du sens de «comparaison» à «apposition» ne me paraît pas prouvé par les exemples que cite M. V. (p. 51-52).

Pour le *da* appositionnel, M. V. établit (p. 55-57) une double origine: 1<sup>o</sup> à quel moment (*da piccolo fu io cacciato*) → depuis quand (*imparavano da fanciulli*) → apposition (*da compagno di scuola, egli mi ammirava*); 2<sup>o</sup> adnominal: propre à (*uomo da poco*) → à l'égard de (*giovane da marito*) → *piacere da gran signore* (dès Dante) → *vestimenti da dottore* → adverbial: *vestirsi da dottore* (1528) → sens modal (*ti giuro da cavagliere*). Il est curieux que l'emploi adnominal ait précédé l'emploi adverbial, et que, pour les besoins de la démonstration, *vestirsi da* vienne après *vestimenti da*. Et d'ailleurs l'origine de l'emploi adnominal n'est pas expliquée. Peut-être la perspective de l'auteur a-t-elle été faussée lorsqu'il établit (p. 54) que «le sens primitif (de *da*) est celui d'éloignement local»: il ne parle du sens «près de, chez». On aurait pourtant ici un parallélisme marqué avec l'évolution du *en* français: local → modal.

En espagnol, *como* a conservé jusqu'à nos jours l'acception de «comparaison qui implique l'identité» (cf. p. 60-61). Il est concurrencé non seulement par *por*, *en*, *a* et *desde* mais aussi par *de*. Mais le fait d'employer le concret (*non podía de gordo lydiar*) plutôt que l'abstrait (*de gordura*) n'autorise pas à affirmer que «le rapport visé est exprimé non par l'abstrait, mais par le concret» (p. 64): la préposition *de* est peut-être encore plus grammaticalisée en espagnol



qu'en français. Ici surtout à cause de la «grande désinvolture phrasique» (p. 69), et de la solution différente donnée au problème, l'espagnol mériterait une attention plus poussée, moins dans une vue diachronique que par l'analyse de certaines étapes synchroniques.

On s'imagine aisément la peine que M. V. a prise pour récolter les nombreux exemples, souvent de première main, que contient son travail, et pour tâcher d'en extraire les fils conducteurs. Ce domaine de la syntaxe historique et comparée est passionnant mais difficile. Dès qu'on y pose le pied, on se sent entraîné dans une foule de directions et de problèmes connexes pour lesquels les travaux préparatifs ne sont guère faits. Les romanistes qui reprendront le problème, pour une autre langue ou une époque déterminée, ne pourront se passer de cet excellent travail que le nouveau professeur d'Helsinki n'a considéré que comme un «essai». Les hypothèses explicatives se préciseront peut-être davantage lorsque le chapitre III, très bref (3 pages), de M. V. («Langues romanes. Coup d'œil d'ensemble») aura été complété par un examen de toutes les langues romanes importantes.

Gand (Belgique)

L. Mourin

★

HEINRICH LAUSBERG, *Romanische Volkslieder*. Sammlung romanischer Übungstexte 32. Halle 1952.

In der im Max-Niemeyer-Verlag Halle (Saale) weiterhin erscheinenden Sammlung romanischer Übungstexte veröffentlicht Heinrich Lausberg ein Bändchen «Romanische Volkslieder für gemischten Chor oder Gesang mit Klavierbegleitung». Wenn auch die Aufnahme in die genannte Reihe etwas problematisch erscheinen mag, so ist die Zusammenstellung der Texte und Melodien an sich doch sehr begrüßenswert und jedem Romanisten gewiß willkommen. Soweit uns ein erster Einblick zeigt, hat der Herausgeber in der Tat eine Anzahl der bekanntesten italienischen, provenzalischen und französischen Volkslieder berücksichtigt und auch einzelne rätoromanische, süditalienische, gaskognische und neapolitanische Beispiele aufgenommen. Daß Rumänien nur mit zwei Gesängen vertreten ist, mag aus praktischen Gründen verständlich sein. Bedauerlich bleibt jedoch, trotz den einleitenden Hinweisen des Verfassers, die Beschränkung des so reichen und reizvollen iberoromanischen Liederschatzes auf nur zwei nicht allzu überzeugende spanische Specimina und je einen portugiesischen und katalanischen Beitrag.

Wie gerne wären wir einigen der mit Recht weithin bekannten spanischen Lieder begegnet, etwa «Ya se van los pastores», «Los amores de primera», «Ya se murió el burro» oder einem Villancico. In bezug auf die aufgenommenen spanischen Lieder sei noch darauf hingewiesen, daß auch im Gesang der einheitliche Laut -rr- nicht getrennt werden sollte – also statt *abur-ren* (p. 41) wohl besser *abu-rren*.

Zürich

Eva Salomonski

★

RENÉ GEORGIN, *Pour un meilleur français*, Editions André Bonne, Paris 1951, 288 pages.

Selon les témoignages concordants d'observateurs du français, les causes de corruption de la langue se sont multipliées ces dernières années. M. Georgin considère comme responsables de cette évolution la vulgarisation superficielle de la culture, la grande diffusion des journaux fiévreusement rédigés, les méfaits de la radio et la hâte toute moderne avec laquelle nous lisons, écrivons et parlons. Persuadé que «la croisade pour la correction et la santé de la langue est utile au même titre que la propagande à l'étranger pour la diffusion du français et de nos livres», M. G. dresse dans son livre l'inventaire des incorrections et des déformations qui déparent, selon lui, le français d'aujourd'hui.

Après avoir exposé sous forme d'entretien avec un lecteur les motifs qui l'ont décidé à écrire son livre, M. G. aborde l'étude du vocabulaire actuel: néologismes mal formés ou inutiles, contresens, glissements de sens et impropriétés, mots à effet (classe, climat, etc.), emprunts aux langues étrangères, argot et abréviations. Une deuxième partie plus importante que la première est consacrée à la correction grammaticale. Les fautes que M. G. a relevées en partie chez les meilleurs écrivains sont classées par nature: conjugaison des verbes, auxiliaires, concordance des temps, pronoms, prépositions, interrogation, construction de la phrase, etc. Dans une troisième et dernière partie, l'auteur fait le procès des incorrections propres aux langues techniques: celles de la politique et du journalisme, de l'administration, des journaux financiers, du cinéma, de la radio, du commerce et des affaires et du sport. Six pages sont même consacrées au français populaire, qui, selon l'auteur, pénètre aujourd'hui largement dans la langue écrite<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> M. G. fait remarquer qu'en 1923, date de la publication de *Le*



Disons tout de suite que le livre de M. G. ne fait pas double emploi avec des ouvrages semblables, p. ex. ceux de Le Gal, Dudan et Bottequin conçus d'une autre manière. Les matériaux qu'il fournit sont le fruit de lectures très vastes, qui commandent le respect. Parmi les noms d'auteurs cités, il y a peu de morts (Hugo, Proust, Jaloux, Gide), mais des écrivains vivants, surtout un nombre considérable d'auteurs peu connus hors de France. C'est là, croyons-nous, une des caractéristiques de ce livre. Aussi les historiens de la langue y trouveront-ils une ample matière pour leurs recherches. A la page 31, M. G. discute les verbes du type *émotionner*. Quelques-uns n'ont certes jamais été signalés. A la page 168, le lexicologue notera avec intérêt que Colette et les deux critiques littéraires René Lalou et Robert Kemp usent de la forme *écrivaine*, féminin d'écrivain<sup>1</sup>. Le syntacticien lui aussi trouvera à glaner. A la page 135, M. G. apporte des matériaux nouveaux au sujet du tour syntaxique préférer suivi d'un deuxième terme de comparaison introduit par à. Ces exemples complètent utilement ceux que fournit Sandfeld t. 3, p. 138 et 221. Ils prouvent la persistance d'un tour syntaxique déclaré inexistant par Martinon<sup>2</sup> et que Hanse n'atteste que par un exemple tiré de Chateaubriand, *Atala!* – Le lecteur épris de correction grammaticale apprendra (p. 47) avec quelque étonnement que l'expression *usité par* est une faute. L'argument avancé par M. G. étant inattaquable, le lecteur finira par s'incliner<sup>3</sup>.

Voici quelques détails sur lesquels nous ne sommes pas du même avis que M. G.: P. 51: Au lieu d'écrire qu'*autarcie* est souvent confondu avec *autarchie*, il vaudrait mieux dire qu'*autarcie* l'a emporté sur *autarchie* après une période d'hésitation. M. G. semble ignorer que les économistes français, au lendemain de la première guerre mondiale, ont employé *autarchie* au sens économique<sup>4</sup>. – P. 154, M. G. critique une phrase du discours de réception d'Edmond Jaloux: «*L'Académicien auquel vous m'avez fait l'honneur de succéder.*» Il ajoute qu'il eût fallu écrire: *auquel vous m'avez fait l'honneur de*

*français, langue morte?*, ANDRÉ THÉRIVE estimait que l'idiome populaire subissait l'influence du langage littéraire.

<sup>1</sup> W. STEHLI, *Die Femininbildung von Personenbezeichnungen im neuesten Französisch*, Bern 1949, p. 33, ignore cette forme.

<sup>2</sup> PH. MARTINON, *Comment on parle en français*, Paris 1927, p. 438 N.

<sup>3</sup> Cf. aussi JOSEPH HANSE, *Dictionnaire des difficultés grammaticales et lexicologiques*, Paris-Bruxelles 1949, s.v.

<sup>4</sup> Cf. BRUNO MIGLIORINI, *Saggi sulla lingua del novecento*, Firenze 1941, p. 180 s.; ALBERT DAUZAT, *Etudes de linguistique française*, Paris 1946, p. 197 s.

me donner pour successeur. Ce que M. G. trouve d'anormal dans cette phrase c'est que l'infinitif succéder devrait renvoyer au sujet de la phrase où il se trouve, alors que c'est le récipiendaire qui en est le sujet. Ce type de phrase est étudié par Sandfeld au tome 2, p. 197 s. (le conjonctif régime d'un infinitif suivant). Il ressort de la lecture des exemples réunis par le savant syntacticien de Copenhague que la phrase incriminée n'a rien d'exceptionnel. — P. 171, M. G., après avoir dit que le *il* des verbes impersonnels ne peut être supprimé par caprice, affirme que Bernanos, dans la phrase: *D'abord il remerciait Dieu, sans une parole, de ce qui lui avait été permis de voir*, aurait dû écrire: *de ce qu'il lui avait été permis*. Cette opinion cadre mal avec l'observation de Sandfeld: «La tendance générale est d'employer la construction dite personnelle dans les cas où il ne s'agit pas de verbes exclusivement impersonnels<sup>1</sup>. — P. 183, il est faux de dire qu'*autrui* ne s'emploie que comme complément<sup>2</sup>. — P. 168, je doute qu'on puisse considérer *partisane*, féminin de *partisan*, comme une forme incorrecte. Après avoir lu ce qu'en dit M. Stehli, on a l'impression que le mot a acquis droit de cité dans la langue<sup>3</sup>. — P. 155, Ferdinand Brunot contredit ce que M. G. affirme au sujet du mode régi par *jusqu'à ce que*. A qui ferait-on admettre qu'il serait incorrect de dire: Ils se sont battus, jusqu'à ce que deux agents les ont séparés?<sup>4</sup>

En ce qui concerne deux cas de glissements de sens nous regrettons que l'auteur adopte une attitude peu conforme à un principe qu'il a formulé lui-même en ces termes: «On ne peut rien contre l'usage, quand il a déjà quelque ancienneté.» (p. 29). Selon M. G., l'adjectif *fortuné* ne signifie pas *riche* mais *favorisé par la fortune*, et la locution prépositionnelle *vis-à-vis* s'emploie à tort au sens de *à l'égard de*. Or, le *Dictionnaire de l'Académie* vieilli dès le jour de sa publication dit à propos de *fortuné*: qui est pourvu de grandes richesses, et, à l'article *impertinence*, l'Académie emploie *vis-à-vis* au sens de *à l'égard de*. Même remarque à propos de l'expression *voire même*, que M. G. considère comme un pléonasme à éviter. Ce n'est pas l'avis de l'Académie, ni celui de Le Bidois (t. 2, p. 639), ni celui de Hanse, *Dictionnaire des difficultés grammaticales et lexi-*

<sup>1</sup> KR. SANDFELD, *Syntaxe du français contemporain*, t. 2, Paris 1936, p. 168; cf. aussi LE BIDOIS, 1, p. 314: *Ce qu'il* est seul régulier devant faut.

<sup>2</sup> Cf. *Le français moderne* 17 (1949), p. 35 «*autrui*» sujet (G. Gougenheim; *ib.* p. 225, A propos d'«*autrui*» sujet (E. de Ullmann).

<sup>3</sup> W. STEHLI, *op. cit.*, p. 60 s.; cf. aussi *Dictionnaire Quillet de la langue française*, Paris 1946, s. v.

<sup>4</sup> F. BRUNOT, *La pensée et la langue*, Paris 1926, p. 544.

*cologiques*, s.v. Que ces exemples suffisent. Dommage que, par une certaine étroitesse de doctrine, M. G. gâte un peu le plaisir qu'on a de lire ce livre si riche et bien écrit.

Kusnacht-Zurich

H. Glättli

★

ANDREAS BLINKENBERG, *Le problème de l'accord en français moderne. Essai d'une typologie*. Copenhague, 1950 (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser, Bind XXXIII, nr. 1).

Les linguistes danois ne cessent de témoigner d'un intérêt réjouissant pour la grammaire française. M. P. Høybye nous a donné en 1944 une thèse sur *l'accord en français contemporain*; M. Blinkenberg reprend le sujet sous une forme différente; on ne trouvera pas dans son livre la riche documentation du premier, qu'il ne se cache pas d'avoir «pour ainsi dire mis en coupe réglée» (p. 8); son but est «de faire l'inventaire des types existants et d'éclaircir le problème général des forces en jeu dans la réalisation de l'accord», et par là de «contribuer non seulement à l'étude des problèmes d'accord que nous présente le français moderne, mais en même temps à une conception plus précise du problème de l'accord en général» (p. 9).

C'est à élucider ce problème que l'auteur consacre une cinquantaine de pages d'introduction. On regrettera qu'il n'ait pas discuté les vues de Ch. Bally sur la «syntaxe d'accord», opposée à la «syntaxe de rection», et sa conception de l'accord comme «expression grammaticale de l'inhérence», indépendamment de la concordance formelle entre les termes associés (*Linguistique générale et linguistique française*, §§ 164 ss.). M. B. se borne à critiquer la définition de M. Høybye et celle de M. Marouzeau qu'il rejette toutes deux pour aboutir à celle-ci: «L'accord est ce phénomène morphosyntactique<sup>1</sup> qu'un mot qui sous forme de prédicat ou d'épithète détermine un autre mot de la même phrase est déterminé morphologiquement par la forme et/ou le sens du mot qu'il détermine syntactiquement» (p. 21). Il faudrait donc distinguer trois sortes d'accord, suivant qu'il est déterminé par la forme («accord avec le terme»), par le sens («accord avec le sens») ou par tous les deux («accord complet»). Outre ces accords réguliers, M. B. étudie «le changement d'accord par métanalyse», p. ex. *elle a l'air charmante*, l'«accord irrégulier avec le terme», p. ex. *les sentiments que nous*

<sup>1</sup> M. B. emploie toujours *syntactique* au sens de *syntaxique*.

*inspirèrent la longue lutte...*, et enfin «l'élimination de l'accord», p. ex. *elle est gras comme un cochon; les émotions, ça creuse; fini, les livres!* Tels sont les différents cas dont M. B. étudie les réalisations en cinq chapitres: l'accord sujet-prédicat; l'accord dans le «nexus» sans verbe fini; l'accord dans les appositions; l'accord substantif-épithète; l'accord substantif-article.

Cette construction est ingénieuse, sans doute; malheureusement elle se fonde sur des distinctions logiques qui ne correspondent pas aux catégories de la langue. Un substantif n'est pas de *sens*, mais de *genre* masculin ou féminin. La langue donne le substantif avec son genre, arbitrairement, quel que soit son sens (à part le petit groupe du type *le/la concierge*, où le genre ne se manifeste que dans la parole), et le mécanisme de l'accord est exactement le même qu'il s'agisse d'un *homme*, d'un *concierge*, d'un *bas-bleu*, d'un *éléphant* ou d'un *fauteuil boiteux*, d'une *femme*, d'une *concierge*, d'une *ordonnance*, d'une *antilope* ou d'une *chaise boiteuse*. Pour la forme, elle n'indique le genre que dans une mesure restreinte: *chat/chatte*; *sucr-ier*, mais *sal-ière*, etc.; elle reste muette dans une foule de cas: *père, mère*; *pain, main*; *singe, guenon*, etc. Le fait essentiel est que l'accord en genre est en français une survivance dont le rendement fonctionnel est des plus minces (p. ex. *j'ai d'excellents/-tes camarades*). Quant au nombre, il n'appartient pas au substantif virtuel, mais aux actualisateurs, et ne se réalise pour lui que dans la parole, suivant le sens de l'idée à exprimer et non du substantif en question. Comme le remarque M. B. (p. 56) avec raison, mais sans en tirer toutes les conséquences, la marque du nombre, dans les substantifs et les adjectifs, est purement orthographique, à part les cas de liaison et quelques rares exceptions comme *bœuf/bœufs* et le petit groupe des mots en *-al*, dont la langue tend à se débarrasser: cp. *des idéals*; *glacials*, etc. Le verbe, moins évolué, marque encore le nombre dans une large mesure, toutefois dans des phrases comme *le petit chien jappait, les petits chiens jappaient*, le nombre est marqué uniquement par la forme de l'article; il n'y a plus accord au sens de concordance formelle, mais seulement de rapport d'inhérence. Enfin, pour la personne, le domaine de l'accord formel est très restreint; on ne saurait parler d'accord entre la forme verbale et le pronom-sujet, simple marque de la personne et dépourvu de toute autonomie; dire que *je, tu, il* s'accordent avec *chante(s)* n'a pas plus de sens, du moins pour qui n'accepte pas la définition de Bally, que de dire qu'en latin *-ō, -is, -it* s'accordent avec *can-*; dans *nous chantons*, etc., la personne est doublement marquée, comme l'est le parfait dans lat. *dix-I*.

Voici un exemple des difficultés où peut conduire la définition de M. B.: il donne, p. 22, des phrases à un seul terme du type de



*délicieuse!* comme présentant «l'accord avec le sens» sous sa forme la plus pure; mais p. 38, il dit expressément que «l'accord avec le sens ne peut exister pour le genre que lorsque celui-ci exprime le sexe»; or, je peux dire *délicieuse!* en écoutant une *musique* ou en savourant une *confiture*: de quel accord s'agira-t-il alors? De plus la définition de M. B. restreint l'accord à l'intérieur d'une seule et même phrase: faut-il en conclure que *délicieuse!* s'accorde avec son propre sens? Je ne saisis pas très bien, je l'avoue, la pensée de l'auteur sur ce point et les symboles de la page 62 ne m'éclairent pas. En réalité, *délicieuse!* s'accorde avec le substantif, *femme* ou *confiture*, donné par la situation ou par le contexte, et cela non d'après le sens, mais d'après le genre du substantif.

L'idée exprimée p. 18: «l'accord suppose une cohésion moyenne à l'intérieur d'un groupe de mots» ne me semble pas non plus utilisable; *malheur*, *bonjour*, etc., ne sont plus des groupes de mots et *bonshommes* est simplement le pluriel traditionnel de *bonhomme*. Par contre, dans une phrase comme *moi, malheureuse!*, où M. B. voit une «cohésion très faible» (p. 17), l'accord fonctionne exactement comme dans *je ne suis pas malheureuse*, et *moi* est interchangeable avec *Jeanne* ou *elle*, auxquels cas on aurait l'accord formel ou, selon la terminologie de M. B., «l'accord complet». Ce n'est pas non plus le manque de cohésion qui explique l'invariabilité de *bleu pervenche* dans *Elle portait une robe bleue, bleu pervenche* (p. 14); on a l'accord formel dans *une robe bleue, presque violette*, mais non dans *une robe bleu pervenche*; *bleu* n'est pas ici «un mot substantivé» (p. 15); c'est le syntagme *bleu pervenche* qui fonctionne, par transposition, comme adjectif; or, il s'agit de la transposition que Bally a appelée «hypostase» (o. c. § 257) et dont la seule marque est précisément l'invariabilité. Le cas est le même que celui de *chignons filasse, meubles Renaissance*, que M. B. confond avec celui de *choux-fleurs, trains-poste* (p. 136 s.), qui sont eux de véritables composés et non des syntagmes libres.

Il peut être très instructif d'étudier un fait de langue en se plaçant successivement sur le plan diachronique et sur le plan synchronique, mais à condition de distinguer toujours rigoureusement les deux plans. Il est certain que *elle a l'air méchant* a précédé, historiquement, *elle a l'air méchante* (p. 43); mais cela n'a aucune conséquence pour le fonctionnement de l'accord sur le plan statique, où il s'agit simplement de deux syntagmes différents, le premier comparable à *elle a l'œil vif*, le second à *elle paraît méchante*; dans tous les deux l'accord fonctionne normalement et il n'y a pas lieu de faire du second un type particulier d'accord. Sous la rubrique «Elimination de l'accord», M. B. réunit des faits hétérogènes; l'accord est bien éliminé dans *elle est gras comme un cochon* et dans à



*quoi bon toutes ces explications*, mais dans la première phrase il s'agit d'une faute choquante, dans la seconde d'un fait historique dont les sujets parlants n'ont plus conscience. Dans la phrase segmentée *c'est absurde, ces histoires*, il n'y a pas élimination mais absence régulière d'accord formel. Dans *il pleut des balles*, il s'agit de rection et non d'accord. Dans *«les os» ne se prononce pas comme cela*, il y a accord régulier, mais avec le signifiant seulement.

Partant de distinctions logiques, M. B. a mal posé le problème. Ce qu'il conviendrait de faire c'est d'abord de distinguer, avec Bally, l'accord «rapport d'inhérence» et l'accord «concordance formelle». S'agissant de ce dernier, il faudrait en préciser l'extension actuelle en distinguant l'accord en genre, l'accord en nombre et l'accord en personne; enfin, à propos de chacun d'eux, examiner dans quelle mesure il permet des différenciations significatives non obtenues par d'autres moyens et dans quelle mesure il est pléonastique et de pur luxe. Il apparaîtrait clairement, je crois, que des «forces en jeu dans la réalisation de l'accord», la principale est celle de la tradition, conservant un reste de système qui a perdu presque toute valeur fonctionnelle.

André Burger

★

WALTER STEHLI, *Die Femininbildung von Personenbezeichnungen im neuesten Französisch*, RH 29, A. Francke AG. Verlag, Bern 1949.

Die vorliegende Arbeit, von der ein Teil als Zürcher Dissertation gedruckt worden ist, stellt sich zur Aufgabe, die in den letzten Jahrzehnten im französischen Sprachgebiet neu geschaffenen oder entlehnten Formen zur Bezeichnung weiblicher Berufe, Funktionen und Betätigungen aller Art zu untersuchen. Der Zeitpunkt ist günstig gewählt, verlangt doch das Eindringen der Frau in die verschiedenen Zweige des Erwerbslebens, der Politik, des Sports usw. zahlreiche neue Benennungen. Das vom Verfasser vorwiegend durch Fragebogen und aus Zeitungen gesammelte Material zeigt uns anschaulich das Tasten der Sprache. Wir sehen, wie der Franzose, wenn es sich darum handelt, einen neuen Frauenberuf zu benennen, bald das Maskulinum beibehält (*médecin, physicien*), bald vom bestehenden Maskulinum ein neues Femininum ableitet (*électrice, speakerine*), oft aber auch sich einer Entlehnung bedient (*barmaid, sportswoman*) oder ratlos zu einer Umschreibung greift (*femme faisant partie de services complémentaires, une ouvrière dans les travaux de terrassement*). Erst nach und nach setzt sich, wenn die Umstände günstig sind, die eine oder andere Form in der Umgangs-

sprache durch. Die Antworten der Umfrage, bei der, wie mir scheint, die untern Volksschichten, besonders die Vertreter des Pariser Argot, zu wenig berücksichtigt wurden, zeigen eindrucklich, wie verschieden die Gewährsleute (Franzosen, Westschweizer und Belgier) die einzelnen Neologismen empfinden und beurteilen. Gelegentlich sind dabei auch regionale und soziale Unterschiede erkennbar. Für die Verbreitung der neuen Ausdrücke kommt natürlich der Zeitung (in jüngster Zeit auch dem Radio) und dem Film große Bedeutung zu. Daneben wäre allerdings auch die Rolle der Fachliteratur und die zweifellos geringere, aber doch nicht zu vernachlässigende Rolle der Belletristik zu untersuchen. Begreiflicherweise konnte der Verfasser seine Sammlung nicht beliebig ausdehnen. Das vorliegende Material gibt im gesamten wohl ein zutreffendes Bild von den gegenwärtigen Verhältnissen. Das Buch liefert zahlreiche Nachträge zu den Wörterbüchern und Grammatiken und wird daher dem Französischlehrer gute Dienste tun.

In der umsichtigen Sammlung und in der klaren sachlichen Gruppierung der neuen Femininformen ist denn auch das Hauptverdienst der Arbeit zu sehen. Weniger glücklich ist der Verfasser in der Interpretation. Manche sprachwissenschaftlich interessante Probleme, wie etwa die Vitalität eines Suffixes, die Homonymie, die einer neuen Femininbildung entgegensteht (der Verfasser spricht in dem Fall von «Blockierung der Femininform», z. B. *la médecine, la manœuvre* usw.), die Tendenz zur Invariabilität (etwa *écrivain* 'Schriftstellerin') oder der stilistische Wert (im Sinne Ballys) gewisser Wörter und Suffixe (*-euse, -trice* usw.) kommen zwar immer wieder zur Sprache, werden aber nicht gründlich genug angepackt. Der Verfasser begnügt sich oft damit, die Meinungsäußerungen anderer aneinanderzureihen, und dies auch dann, wenn sie nichts Neues besagen wie etwa das Zitat aus Nyrop p. 24. Überhaupt hätte die Arbeit durch konsequente Kürzung sowohl der Zitate wie auch des erklärenden Textes gewonnen.

Zum Schluß greifen wir noch drei Einzelheiten heraus:

S. 37. Mit *femmes docteurs* meint Molière natürlich nicht Frauen mit dem Dokortitel, sondern Blaustrümpfe. Das Beispiel zeigt, in welcher Weise der verbreitete Typus *femme* + Berufsbezeichnung (bei welchem *femme* heute gewöhnlich *déterminant* und nicht mehr wie bei Molière *déterminé* ist) hat entstehen können.

S. 42. Fr. *laborantine* ist nicht eine «Analogiebildung» zu dt. *Laborantin*, sondern eine Entlehnung.

S. 53 wäre für die Geschichte von *cheftaine* neben Dauzat das FEW (II 1, 255) heranzuziehen.

Bern

S. Heinemann

★

HANS-ULRICH WESPI, *Die Geste als Ausdrucksform und ihre Beziehungen zur Rede*. Darstellung an Hand von Beispielen aus der französischen Literatur zwischen 1900 und 1945. RH 19. A. Francke, Bern 1949.

Rien de plus passionnant que la lecture des ouvrages, dont certains désormais classiques, sur l'expression littéraire de telle composante psychologique ou sociale, amour, sentiment religieux, peur ou autre! Voici une étude nouvelle de cette sorte, mais qui cette fois intéresse particulièrement le linguiste: l'expression littéraire, au cours d'un demi-siècle de littérature française, du geste qui accompagne, complète ou remplace le discours. Travail habilement conçu qui, par un choix de citations nombreuses, judicieusement ordonnées, nous montre le geste se détachant de plus en plus de l'énoncé verbal qu'il finit par supplanter sous l'effet d'un débordement du trop-plein de la sensibilité. C'est dire que l'œuvre ici entreprise est une véritable étude de stylistique, au sens que Bally donne à ce mot.

L'auteur qui entend limiter la portée de son investigation à l'expression littéraire du phénomène, consacre la première partie de son ouvrage à une recherche générale. Il définit tout d'abord, en l'élargissant, la notion «geste», mouvement corporel exprimant un sentiment ou illustrant une pensée ou une volition (les contractions de muscles faciaux sont, eux aussi, des gestes). Un choix probant de textes illustre la tendance de tout geste ainsi délimité à révéler, pour qui le voit, le sentiment enclos dans le discours du locuteur. L'expression littéraire qui fait le plus souvent abstraction de la complexité du geste en retient particulièrement l'aspect simplifié le plus révélateur. Les diverses modalités du geste ont une valeur symptomatique plus ou moins prononcée (gestes conscients ou automatiques, réflexes, tics). Un chapitre retrace ensuite la genèse du geste chez l'enfant et l'adulte et souligne la faible portée révélatrice de l'imitation. Un autre chapitre classe les influences qui modèlent, refrèment l'expression spontanée par gestes: la convention sociale, l'âge, l'appartenance à telle couche sociale, la race. Les observations faites dans ce domaine ne sortent pas des schèmes usuels. Il eût fallu peut-être insister davantage sur la complexité des facteurs déterminants du plus ou moins de propension à gesticuler pour inviter le lecteur à une certaine prudence dans les jugements portés à cet égard. Un rapide aperçu historique sur le rôle du geste dans la littérature se ressent de certaines affirmations un peu massives de savants allemands (Vossler, Lommatzsch): le geste ferait plus ou moins son entrée dans les textes avec l'école réaliste et naturaliste et les études psychologiques de notre siècle ont provoqué une tendance accrue à le décrire. (Quelques citations, entre

autre, nous montrent Green impressionné par la lecture des théoriciens de l'angoisse, comme si ces études l'avaient incité à multiplier l'expression de certains gestes dans ses romans.) Remarquons d'ailleurs ici que les assertions de cette thèse qui nous épargne toute digression philosophique, sont toujours si pertinemment illustrées par un matériel littéraire classé avec sagacité et interprété avec goût que le lecteur, même s'il n'épouse pas toutes les vues de l'auteur, passe constamment du contentement intellectuel à la satisfaction esthétique. Aucune glose d'écrivain venant à corroborer les vues des théoriciens n'a échappé à l'auteur et les investigations théoriques ne quittent jamais les grandes lignes tracées par les exigences mêmes du matériel. Un chapitre décrit les formes habituelles de l'apparition du geste dans les textes. Il y a celui qui révèle, souligne une situation. Il y a celui qui, particulier à certains personnages, revient habituellement lorsque ces derniers se trouvent placés dans certaines situations. L'intérêt d'un auteur donné pour tel geste peut surgir d'expériences personnelles dont le souvenir est plus ou moins conscient. Julien Green (particulièrement dépouillé pour cette thèse) nous livre dans son journal le secret de deux gestes observés dans sa jeunesse et qui traverseront son œuvre. Certaines constantes se dessinent à travers la littérature. Une étude sur l'expression de l'attitude méditative, confrontant les citations modernes à celles recueillies par Lommatzsch (thèse sur la mimique dans la littérature française du moyen âge), démontre la tendance de la littérature à se rabattre sur le geste traditionnel, de sens immédiatement accessible au lecteur. A la fin de cette partie générale, l'auteur nous invite à réfléchir au rôle du film, propageant le langage par gestes, transparent pour tous.

Le présent travail n'aborde donc pas le geste dans sa fonction sociale ou au départ du besoin esthétique. Il n'étudie pas les rapports primitifs du geste et du mot. Il n'aborde qu'incidemment l'élément déictique et les vocables issus d'un geste expressif ou qui s'accompagnent d'un besoin quasi irrésistible d'accomplir l'injonction qu'ils renferment. (Cf. Lerch, *Syntax III*, p. 226: Der Franzose hat eine besondere Vorliebe für sprachlich umschriebene Zeigegebärden...) C'est dans un domaine très clair et bien délimité que s'est poursuivie l'investigation de l'auteur: l'expression dans la littérature récente du geste qui accompagne le discours et l'étude de la valeur révélatrice qui manifeste ce que le discours n'avait pas totalement explicité. Ce travail illustre donc à merveille (puisque, en dernière analyse, à part la valeur déictique concrète, c'est l'émotivité que révèle toute gesticulation) cette pertinente remarque de Bally: «On voit réapparaître la mimique dès que la pensée s'affecte et que la parole s'échauffe!»



Les cent pages qui suivent classent un matériel abondant, interprété avec goût. Parmi les gestes qui accompagnent le discours, il y a lieu de distinguer les gestes simples, ceux qui soulignent, ceux qui démontrent et ceux qui exposent. Le geste qui souligne, par exemple, est intentionnel et traduit le plus souvent une forte émotivité. L'auteur passe en revue les différentes parties du corps intéressées à ces manifestations, ainsi que les verbes dont les écrivains se servent parfois pour marquer le sens du geste: souligner, scander, ponctuer, accentuer. Signalons la très intéressante revue des moyens syntactiques de l'expression de la concordance du geste et du discours. Pour souligner cette concordance, les écrivains se servent entre autre du participe présent. Il y aurait eu là une belle étude à faire sur les nuances qui séparent participe présent, gérondif et la tournure précédée de *tout*, nuances qui révèlent la valeur plus ou moins symptomatique du geste décrit. Peut-être l'auteur eût-il pu tracer plus clairement, dans certaines rubriques, la frontière entre valeur intellectuelle et valeur emphatique du geste. La distinction entre les diverses catégories, l'attribution d'un geste à telle d'entre elles, peut parfois sembler arbitraire. C'est la rançon de tout exposé clair et systématique. Le fait de saisir un objet, par exemple, n'indique pas toujours une intention déterminée (76). Le geste du doigt tendu n'est pas nécessairement plus faible que l'action de toucher l'interlocuteur (71). C'est même l'un des gestes les plus expressifs et les plus osés du domaine français. Il aurait fallu lui attribuer sa véritable valeur de menace à l'égard d'une personne ou d'une donnée fictive. Les expressions *sans y penser*, *s'oublier jusqu'à*, *sans réfléchir à la portée de l'acte* (65), ne signifient pas forcément accomplir le geste de façon inconsciente. Certaines conclusions de l'auteur peuvent paraître un peu sommaires. Ainsi lorsqu'il nous dit que le geste qui expose, la pantomime, au fond, est l'apanage de natures plutôt frustes, qui ont peine à exprimer leurs pensées par le simple discours. Mais la pantomime peut être l'expression d'une riche imagination et exprimer le goût de la narration des choses vécues. Il y a là une question de répartition géographique. Il se peut que, dans le domaine français, cette forme de gesticulation soit reléguée à un niveau plus bas que, par exemple, en Italie ou en Espagne.

Parmi les gestes qui complètent l'énoncé, la plupart relèvent de l'appétit irascible, d'autres remplissent les silences imposés par les «tabous», mots qu'on redoute de prononcer, ou achèvent les formules de politesse mutilées. Tout cet exposé est de premier ordre. L'étude nous montre ensuite la parole cédant de plus en plus devant le geste jusqu'à lui livrer la place, soit que l'émotion soit si vive qu'elle paralyse les moyens d'expression usuelle, soit qu'on préfère



confier à un geste fugitif une idée que le mot imprimerait trop avant dans la mémoire de l'auditeur.

L'auteur mentionne finalement deux domaines qu'il n'a pas abordés et dont l'étude pourrait être riche d'enseignements: le régionalisme et le passage du geste au pur formalisme.

Au terme de cette revue des diverses possibilités du geste utilisées par les écrivains, le lecteur voit se confirmer sa première impression: le geste est un moyen d'expression qui relève de la stylistique et l'observation de son expression littéraire se révèle riche de perspectives pour le linguiste.

Notons la présentation très soignée du travail, doué d'une abondante bibliographie et d'un index énumérant les modalités du geste et les parties du corps affectées.

Zurich

Pierre Tamborini

★

SIMON VATRÉ, *Glossaire des patois de l'Ajoie et des régions avoisinantes*. Préface de Jules Surdez. Publié par la Société Jurassienne d'Emulation<sup>1</sup>. Porrentruy 1947.

Der Verfasser des vorliegenden Wörterbuchs hat eine immense Arbeit geleistet. Auf 230 engbedruckten Seiten ist eine Fülle philologisch und volkskundlich wertvollen Materials vor uns ausgebreitet. Vatré selbst ist *patoisant*. Er hat seine Jugend und viele Ferientage in Vendlincourt verbracht. Sein Glossaire umfaßt die Mundarten der Ajoie und der angrenzenden Gebiete (*régions avoisinantes*). Aus Platzmangel konnten nicht alle lokalen Unterschiede festgehalten werden. Die Transkription ist so weit als möglich dem Französischen angepaßt. Denn Vatré verfolgt keinen wissenschaftlichen Zweck. Er schreibt in erster Linie für die *patoisants* selbst. Sein Ziel ist: «faire connaître, apprécier et aimer notre bon vieux patois et en ralentir autant que possible la disparition.» Außer seinen eigenen Kenntnissen hat er auch die einschlägige Patoisliteratur und die handschriftlichen Wörterbücher von Guélat und Biétry ausgewertet. Eine lange Bibliographie am Schlusse des Bandes zeugt von dieser gewissenhaften Arbeit.

Gegenüber dem *GPSR* liegt der Wert dieses Wörterbuches darin, daß es uns einen Überblick über den Wortschatz eines bestimm-

<sup>1</sup> Ein Kenner der französischen Mundarten des Jura bernois bereitete uns die Freude, diese Besprechung für die *VRom.* bereitzustellen, die meine kurze Anzeige (*VRom.* 11, 357) in wertvoller Weise ergänzt. J. J.

ten Sprachgebietes erlaubt. Im *GPSR* müssen wir die Wortformen der Ajoie mehr oder weniger mühsam aus den übrigen heraussuchen. Dagegen erlaubt das *GPSR* eine genauere Lokalisierung der Formen, wie an einigen Beispielen gezeigt werden soll. (Da Vatr  auch die an die Ajoie (im *GPSR* = *B 6*) angrenzenden Gebiete berücksichtigt, führe ich auch Formen von *B 4* = District de Delémont und *B 5* = District des Franches Montagnes an.)

*abreuer* Vatr  *aibre vaie*, *GPSR  br ev * 45, 46, 60, * broev * 48, 54, *- v * 50, * b vr * 40-44, 48.

*acier* Vatr  *aicie*, *GPSR  si* 50, 53, 62, * sia* 40-42, 47, 48, 52, 60, 64, Guß., Bi ., * s y * 60 var.

*aile* Vatr  *Öle*, *GPSR al* 3-6 Guß., * ol* 6 Porrentruy, Courtema che, *Öl* 50-52, 60-62 (*Öl* 60 et 62 Urtel).

*alimenter* fehlt Vatr , *GPSR  limant * 60.

*alliage* Vatr  *alliaide*, *GPSR aly dj* 64, * ly dj * 50, *- dj* 52, 60 (aussi *a-*).

*borne* Vatr  *bo ene*, *GPSR b   n* 4 (ou *bouo n* 45), 52, 6 Chevenez, Guß.,

*bou  n* 43, 50 (ou *ba n vx*), 52 var, 5 Noirmont, 60 (*b   n vx*), 64, *b     n* 54.

Wie im *GPSR* sind auch hier die Wörter durch zahlreiche Beispiele belegt, wodurch der Wert des Buches bedeutend erhöht wird. Für den Philologen ist es besonders wertvoll, daß der Verfasser seinem Wörterbuch eine Konjugationstabelle vorangestellt hat, in der von achtzehn häufig gebrauchten Verben *pr sent* und *impératif* vollständig, von den andern Zeiten und Modi die erste Person Einzahl und die erste Person Mehrzahl aufgeführt sind. Verdienstvoll ist auch die Zusammenstellung der Patoisnamen einiger Ortschaften und Gehöfte am Schluß des Buches. Das Interesse des Volkskundlers vor allem verdienen die Abbildungen auf p. 211. Jeder Figur ist eine Legende in Patois und Französisch beigegeben.

Beim Durchblättern des Wörterbuches fällt auf, wie viele französische Wörter vom Patois übernommen worden sind. Jules Surdez sagt in seinem Geleitwort, daß die *patoisants* in hohem Maße befähigt seien, intuitiv die Entsprechungsregeln anzuwenden. Beachtenswert ist auch, daß viele Wörter aus dem Deutschen stammen. Der Verfasser weist in den meisten Fällen darauf hin. Deutsche Herkunft ist aber auch sicher in folgenden Fällen, wo ein Hinweis fehlt: *ch ndre* ' corcheur'<sup>1</sup>; *ch ndraie* ' corcher' (das *r* erklärt sich durch den Einfluß von *ch ndre*<sup>2</sup>); *le taie* 'soudier'<sup>3</sup>; *chl  more*

<sup>1</sup> TAPPOLET, ERNST, *Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der welschen Schweiz*, Band II, p. 147.

<sup>2</sup> TAPPOLET, l.c., p. 147.      <sup>3</sup> TAPPOLET, l.c., p. 102.

'gourmand' (fehlt bei Tappolet), hat nichts zu tun mit *Schmecker*, sondern mit *Schlecker*, wie es übrigens unter dem Stichwort *schlèk-more* richtig steht; *schopf* 'remise'<sup>1</sup>, kommt nicht von *Schlupf*, sondern von *Schopf*. Das merkwürdige *zing-ouri* 'cachot, prison', das im *Supplément* steht und bei dem jeglicher Hinweis auf die Herkunft fehlt, darf vielleicht mit *Zwing-Uri* in Zusammenhang gebracht werden<sup>2</sup>. Interessanterweise hat das Wort *ch'wéde* (fehlt bei Tappolet) die im Dreißigjährigen Krieg angenommene Bedeutung 'voleur, brigand' bis heute bewahrt.

Das Erscheinen regionaler Wörterbücher in der Art des vorliegenden ist sehr zu begrüßen. Jedenfalls gebührt der *Société Jurasienne d'Emulation* aufrichtiger Dank, daß sie die Publikation dieses überaus reichen und anregenden Werkes ermöglicht hat.

Rheinfelden

Fritz Heußler

★

LÉON WARNANT, *La culture en Hesbaye Liégeoise* (Académie royale de langue et de littérature françaises de Belgique, Mémoires-Tome XIX), Vaillant-Carmanne, Liège 1949.

Voici un bel ouvrage qui nous initie au vocabulaire paysan d'une région wallonne. Cette étude présente les traits et les avantages distinctifs de tous les travaux élaborés par l'équipe de dialectologues groupés autour du Musée de la vie wallonne: richesse de la documentation ainsi que clarté et précision dans la présentation des matériaux. Quoique ce travail ne relève pas «de mots inédits procédant d'étymons inconnus en wallon» jusqu'ici – l'auteur nous en avertit lui-même – nous sommes toujours heureux d'apprendre les significations nettement déterminées et localisées d'un terme noté ailleurs, mais connu souvent sous un sens général, valable pour toute une contrée.

En somme, l'étude de M. Warnant représente un glossaire du paysan de la Hesbaye; mais les mots y sont groupés par idées. Un résumé succinct, appuyé par une carte synthétique, illustre la situation phonétique de cette région limitrophe des parlers germaniques; l'auteur parcourt ensuite les quatre groupes d'idées suivants: 1° les véhicules et l'attelage, 2° la préparation de la terre, 3° les cultures actuelles et 4° les cultures anciennes. Chaque paragraphe résume un procédé de travail ou décrit un instrument; les

<sup>1</sup> TAPPOLET, *l.c.*, p. 156.

<sup>2</sup> Cf. *chalvèr* 'Schellenwerk, Zuchthaus, speziell die Strafanstalt in Bern', TAPPOLET, *l.c.*, p. 144.

mots patois sont insérés dans cette partie descriptive ou bien ils sont énumérés sous forme de listes à la fin de chaque paragraphe et suivis d'un sigle permettant la localisation. Il va sans dire que l'auteur fait grand usage de l'illustration par la photographie et le dessin<sup>1</sup>. Il en résulte une présentation claire et intelligible de toute la matière.

Toute étude dialectologique et ethnographique sur une région limitrophe de deux langues touche au problème de l'échange des deux cultures et des emprunts mutuels des deux langues. La région wallonne éveille particulièrement l'intérêt du lecteur, parce que la discussion sur l'influence des langues germaniques continue et un travail sur le vocabulaire du paysan semble très apte à nous donner des indications nouvelles. L'auteur constate que sur 65 pour cent de mots d'origine latine qui ont évolué dans la région même, il y en a 19 pour cent d'origine germanique, ce qui signifierait une pénétration assez forte du dialecte par un élément étranger, vu qu'il s'agit ici d'un vocabulaire purement rustique à l'exclusion de termes abstraits et scientifiques. Or, je crois que les mots de ce glossaire ne sont pas tous dans la même mesure susceptibles de prouver cette pénétration générale du patois par des éléments germaniques. Examinons le chapitre sur la charrue: un grand nombre des parties de la charrue portent un nom germanique. Malgré le nom latin de la charrue (*èrè*), on pourrait donc supposer que la charrue est d'importation germanique. Le paragraphe suivant traitant du labourage et des travaux de la terre nous amène à la constatation contraire; le vocabulaire d'origine latine, voire préromane, domine. Le paysan wallon aurait donc appris la terminologie étrangère des parties de la charrue au contact des artisans, tandis que le véritable vocabulaire agricole du paysan serait resté latin dans une mesure bien plus étendue que les chiffres de l'auteur n'induisent à le croire. Cet état de choses correspondrait à la situation linguistique des régions limitrophes chez nous en Suisse où j'ai pu constater que les artisans suisse-allemands ou même allemands ont assez fortement influencé le français local, en y introduisant nombre de termes qui leur étaient propres<sup>2</sup>. Il faudra donc se demander, si cet élément étranger a été apporté par des artisans immigrés des régions germaniques (comme c'est souvent le cas en Suisse) ou si l'artisan natif de la région a rapporté les termes étrangers de

<sup>1</sup> Le lecteur rectifiera lui-même le dessin n° 9 (p. 53) où le point de fixation du palonnier triple doit être déplacé du côté des deux chevaux. Le côté du palonnier triple où est fixé le palonnier double ne comprendra qu'un tiers de la longueur du palonnier triple.

<sup>2</sup> *VRom.* 11, 35 ss.

voyages ou d'un tour de France. Je renvoie à l'étude de A. Maissen: *Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerkers in romanisch Bünden*<sup>1</sup> où l'on a également constaté une importante infiltration dans un artisanat qui a l'habitude de se perfectionner dans les pays de langue germanique ou qui est même obligé d'y chercher du travail pendant les années décisives de la vie.

Je crois trouver une preuve pour mon hypothèse dans le fait que la terminologie du char connaît également plusieurs emprunts au français; d'autre part, plusieurs détails, des pièces de construction, portent des noms empruntés à une langue germanique. Un coup d'œil jeté sur le vocabulaire du scieur de long, tel qu'il nous est présenté par E. Legros, fait voir la même influence de l'allemand dans la terminologie spéciale et technique du métier<sup>2</sup>.

Il nous reste encore à féliciter l'auteur de son travail approfondi et à l'encourager dans ses études de dialectologie. Ces études pour lesquelles M. Remacle et M. Legros ont fourni de remarquables modèles feront de la province de Liège la région la mieux explorée de tout le domaine de langue française du point de vue ethnographique et linguistique.

Saint-Gall

W. Egloff

★

LEIN GESCHIERE, *Eléments néerlandais du wallon liégeois*. Thèse de Paris, 1947. Amsterdam, N. V. Noord-Hollandsche Uitgevers Maatschappij, 1950; XXXIII-364 pages, 2 cartes.

Au rayon des travaux qui concernent les éléments germaniques des parlers gallo-romans septentrionaux, on trouvait déjà les études d'E. Gamillscheg, de F. Petri, de J. Warland, d'E. Legros... A côté de la grosse thèse de M. Valkhoff relative aux mots français d'origine néerlandaise, on placera celle – non moins volumineuse – de L. Geschiere, autre romaniste hollandais, qui est consacrée aux mots liégeois d'origine néerlandaise.

Géographiquement restreinte au wallon liégeois et historiquement limitée à la période néerlandaise proprement dite – moyen néerlandais et néerlandais moderne, soit après 1150 – la thèse de M. G. est avant tout un lexique étymologique d'environ 575 articles, où se trouvent examinés les mots liégeois pour lesquels on

<sup>1</sup> RH 17, XXXIII.

<sup>2</sup> E. LEGROS, *Le scieur de long en Ardenne liégeoise*, dans *Enquête du Musée de la vie wallonne*, tome 4, p. 213ss. (N<sup>os</sup> 43-44, Année 1946).



admet, pour lesquels on a proposé ou pour lesquels l'auteur croit pouvoir proposer lui-même une origine néerlandaise. Ce lexique est encadré par divers chapitres où l'on remarquera surtout ceux du début qui traitent des méthodes suivies et des rapports entre le Pays de Liège et le territoire néerlandais.

Le livre se présente comme une mise au point systématique des étymologies de plusieurs centaines de mots wallons, ni plus ni moins. Il condense une matière bibliographique abondante, sinon vraiment complète; il apporte aussi des informations ou des observations nouvelles qui enrichissent la mise au point. Tel est l'éloge principal qu'il convient d'adresser au travail sérieux et attentif de M. G.

Que l'auteur n'ait pas dit le dernier mot sur toutes les questions qu'il a rencontrées, on le conçoit. Il s'agissait d'une matière délicate, complexe, un peu flottante, où, dans bien des cas, on a dit le dernier mot lorsqu'on a avoué qu'on ne saurait conclure...

Matière délicate, disions-nous. Au lieu d'identifier des emprunts germaniques quelconques, il fallait reconnaître les emprunts néerlandais, et cela seulement dans l'aire liégeoise. Dans ces conditions, les difficultés surgissent à chaque pas: tantôt, il est impossible de dire si un emprunt s'est produit à la période francique ou à la période proprement néerlandaise; tantôt, la phonétique ne permet pas de voir si un mot vient du nord (néerl.) ou de l'est (all.); tantôt encore, les termes empruntés ayant subi des adaptations phonétiques, on est obligé de se contenter d'étymons phonétiquement approximatifs. La tâche est délicate encore, mais sous un tout autre aspect, parce qu'elle touche aux rapports germano-romans: l'expérience a montré plus d'une fois que, travaillant en terrain germanique, on incline à voir partout du germanique dans les parlers romans – alors que, travaillant en zone romane, on se raidit instinctivement contre ce genre d'explication. A ce point de vue, on soulignera avec plaisir la prudence et le souci d'objectivité vraiment peu communs qui caractérisent les démonstrations et les conclusions de M. G. A part des efforts parfois touchants pour tirer au néerlandais des mots qu'on a attribués à l'allemand, on ne voit pas grand-chose à reprocher ici à l'auteur.

Quant à l'ampleur et à la complexité du sujet, on les mesure aisément quand on considère qu'il s'agissait, en fait, de vérifier ou de rectifier 575 étymologies! Un tel dessein découragerait des étymologistes chevronnés. On ne s'étonnera donc pas que M. G., aux prises avec d'innombrables équations, n'ait pu les éprouver ni les corriger toutes, et que son travail n'offre pas partout le même approfondissement.

On relève aussi, entre une page et l'autre, des différences de rai-

sonnement, des incertitudes. Peut-être l'auteur y eût-il remédié s'il eût abordé au début certaines questions d'ordre plus ou moins général. Chaque mot pose son cas, mais tel problème se retrouve pour plusieurs mots: dans quelles conditions, p. ex., peut-on dissocier le mot liégeois des termes gallo-romans qui lui sont apparentés? jusqu'à quel point les onomatopées, qui peuvent être identiques dans diverses langues pour des raisons naturelles, doivent-elles entrer en ligne de compte? comment faut-il user de l'argument géographique? faut-il faire intervenir en même temps parmi les emprunts un suffixe et les mots qui en sont formés? et quand les emprunts syntaxiques sont-ils assurés?...

Ce sont là de gros problèmes, sans doute. Mais faute de les avoir abordés franchement, M. G. donne l'impression d'avoir été débordé et dépassé par une matière trop vaste et trop complexe, et faute d'en connaître la solution, le lecteur ne sait parfois que penser de certains articles.

Je l'ai déjà indiqué: il n'est pas jusqu'à la phonétique elle-même, l'une des sauvegardes de l'étymologiste, qui ne tende ici des pièges à tout moment. Certes, en passant d'une langue à l'autre, un mot devient ce qu'il peut. Il est donc admissible qu'on ne se montre pas trop exigeant sur l'adéquation phonétique des étymons, par ex. lorsqu'on tire *hâricrûte* du m. néerl. *alekrukkel*: l'approximation phonétique peut être compensée par d'autres identités. Il n'empêche que, dans ces conditions, l'étymologie des emprunts prenne vite un air de facilité somme toute peu satisfaisant pour l'esprit.

Comment ne pas être surpris, d'autre part, quand on voit M. G. – avec une intention très louable, d'ailleurs – rechercher dans les parlers néerlandais la variante la plus proche de la forme liégeoise actuelle et parfois pousser jusqu'à l'extrême le souci de la coïncidence phonétique? Voy. p. 211, v<sup>o</sup> *plouf*: «Phonétiquement, le *ou* du terme liégeois s'explique par le caractère extrêmement fermé du *o* néerlandais méridional devant *f*...»; p. 247, v<sup>o</sup> *spièrlin*: «Les formes liégeoises par *-iè-* pourraient s'expliquer, soit par un *i* très long et à peu près diphtongué (...) en flamand»; p. 262, v<sup>o</sup> *stoûve*: «Même comme forme on pourrait dériver *stoûve* du terme m. néerl. [*stove*], parce que le *oo* néerlandais méridional a très bien pu avoir une prononciation plus ou moins fermée.» On se demande si ce ne sont pas là de vains scrupules, quand on voit, p. ex., l'étourneau porter dans la seule zone liégeoise les noms de *spreuwe*, *sprîwe*, *sprouwe*, *sprâwe*, *sprêwe*: dans quels patois germaniques ira-t-on chercher la source de ces multiples variantes? Loin de moi l'idée de plaider pour l'approximation; je veux seulement indiquer le malheur qui frappe inévitablement un ouvrage comme celui-ci: la rigueur phonétique est souvent impossible, parfois même elle est

déplacée, et faute de cette rigueur, le lecteur demeure plus ou moins dans le doute!

C'est là l'une des raisons pour lesquelles les recherches de M. G. déçoivent souvent. Bien des fois, l'auteur n'y peut rien: il est empêché de conclure par sa probité même. Voyez des fins d'articles comme celles-ci: «En somme, une influence néerlandaise reste douteuse, mais ne paraît nullement exclue» (v<sup>o</sup> *gordène*, p. 127); «... il est impossible de choisir entre les étymons néerlandais et allemands; on peut se borner à admettre que le mot a pu venir des deux côtés» (v<sup>o</sup> *handèle*, p. 139); «En somme, un emprunt de néerlandais semble probable à cause de l'usage comme terme de brasserie, mais une influence allemande n'est pas exclue» (v<sup>o</sup> *pèkène*, p. 206).

C'est ainsi que, dans cette thèse, on passe à tout moment du doute à la possibilité et à la probabilité, de sorte que le sceptique y est un peu partout chez soi. Notez que ceci n'est pas nécessairement un reproche: on trahirait la science en disant qu'on sait quand on ne sait pas.

Entendons-nous bien: M. G. lui-même avoue souvent, très souvent, son doute; mais le lecteur doute parfois aussi quand M. G. ne doute pas. Pour ma part – et sans m'arrêter p. ex. aux mots néerlandais venus en wallon par le français – je reste sceptique en ce qui concerne la qualité «néerlandaise» des termes suivants:

*âsses, beûkine, bihot, bizer, blasser, blinkî, bodje, bondi, bosse, bot', broûk, bûse, bwès, ca-* (préfixe), *cadorê, cahûte, câme, cane, casmadroye, caterèye, climpe, clôstrî, cokemâr, commune-maïstres, coûrtigâr, crabe, crêpê, crêpe 1, crêpe 2, cwârdjeû, dèye, docsâl, gadot* (v<sup>o</sup> *cadô*), *gråde, haminde, hârkibûse, hâvèrna, hâvèrsac, hé 2, hinme, hiper, hop, hôt 'giron', hote, hufler, hurier, hustiner, kèzèrlîk, kîwite, lam'kène, lapâ, lawèt, leûse, lûte, lûter, madrouyî, malkê, mofe, mouziner, nagler, nig'douye, pâdrome, pihepot, pissène, plouf, poke, rilion, rinnète, rossète 1, salope, sankis', scot, siecle, sirôp', sizin, spingurlèt, splinke, stèlèye, stok 1, stok 2, stoûve, surale, tapon, tchutchène, toker, toupe, trake 1, trêfiler, trihe, troufe, vèdje, vèrzin, wâkî, wales,...*

En vérité, M. G. doit douter lui-même pour un bon nombre des mots de cette liste. Ma perplexité à moi s'atténuerait-elle à propos de certains d'entre eux si je relisais l'ouvrage? Je ne puis le croire...

En tout cas, lorsque j'ajoute ces mots à tous ceux que M. G. traite plus ou moins expressément ou plus ou moins clairement comme douteux, je constate que 135 mots au moins parmi les 575 mots (ou articles) du livre ne peuvent être, dans l'état actuel des recherches, tenus pour certainement néerlandais.

La proportion est massive, et elle doit naturellement entrer en compte dans le bilan final, dans ce classement idéologique des mots empruntés qui couvre les p. 309-319. En présentant ce tableau, M. G. annonce qu'il fera suivre de la mention «douteux» les mots «dont l'origine est douteuse ou reste controversée». Sans chercher aucune vaine chicane, notons que la mention fait défaut dans un certain nombre de cas où l'exposé de M. G. le ferait attendre. Elle manque deux fois p. 317 après *languidône* alors que l'article relatif à ce mot, p. 172, se termine ainsi: «En somme, l'énigme subsiste.» Elle manque après *stul'*, p. 312, alors que l'examen de ce mot, p. 266, finit ainsi: «Bien entendu, il subsiste des difficultés phonétiques assez graves.» Et *pissène*, p. 312, est admis sans aucune réserve bien que l'auteur, p. 209, signale à propos de ce mot deux hypothèses étymologiques, l'une à demi néerlandaise, l'autre romane, entre lesquelles il ne choisit pas...

Si je propose, pour ma part, de mettre un point d'interrogation après tant d'articles du livre, il conviendrait que je justifie mon scepticisme réitéré. Mais je ne puis entrer ici dans le détail. Souvent, du reste, une lecture attentive des articles incriminés fera comprendre mon doute.

En somme, malgré ses faiblesses et ses incohérences, qui sont dues en partie à l'ampleur et à la complexité de la matière, le livre de M. G. apparaît comme une mise au point sérieuse et utile. On le consultera avec profit en attendant que des recherches nouvelles et prolongées permettent de le remplacer<sup>1</sup>.

Liège

L. Remacle

★

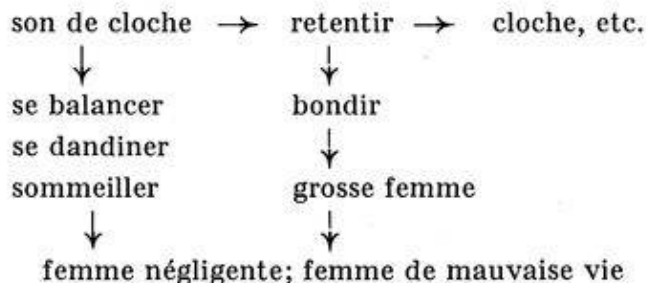
RUTH LEHMANN, *Le sémantisme des mots expressifs en Suisse romande*, RH 34, A. Francke S. A., Berne 1949.

Die vorliegende Arbeit, eine der letzten der unter der Leitung Karl Jabergs entstandenen Berner Dissertationen, ist kein Zufallsprodukt seiner Schule, greift sie doch eines jener zentralen sprachwissenschaftlichen Probleme auf, mit denen der Meister selbst sich

<sup>1</sup> Je crois utile de signaler ici les principaux comptes rendus parus en Belgique de l'ouvrage de M. Geschiere: É. LEGROS, *Bull. de topôn. et de dialectol.* 25 (1951), p. 248-254; J. WARLAND, *Leuvense Bijdragen* 41 (1951), Bijblad, 1-9; J. HERBILLON, *Dialectes belgo-romans* 8 et 9 (1950-1951), avec des notes critiques et des additions abondantes classées par ordre alphabétique; A. BOILEAU, *Revue belge de philol. et d'hist.* 30 (1950), p. 211-223.

immer wieder auseinandergesetzt hat: nämlich die Frage nach den Beziehungen zwischen Lautgestalt und Bedeutung des Wortes. Unter den *mots expressifs*, denen sie ihre Untersuchung widmet, versteht Frau Bietenhard-Lehmann sowohl die lautmalerischen und lautsymbolischen Wörter wie auch die Lautgebärden, also all die Wörter, deren Bedeutung durch die Lautgestalt «motiviert» erscheint. Unter diesen trifft sie nicht wie die meisten Forscher, die sich mit der Onomatopöe und den verwandten Gebieten befaßt haben, eine mehr oder weniger willkürliche Auswahl aus einer oder mehreren Sprachen. Vielmehr beschränkt sie sich auf die französische Schweiz (deren Mundarten sie als Mitarbeiterin des *GPSR* kennengelernt hat), erstrebt innerhalb dieser geographischen Grenzen aber möglichste Vollständigkeit in der Materialsammlung. Zur Verarbeitung kommen freilich nur einige Wortfamilien, deren Grundbedeutungen und Bedeutungsentfaltungen dargestellt werden. Nach der Grundbedeutung werden die behandelten Formen in fünf Kapitel eingeteilt: 1. Tierlaute und Lockrufe, 2. wiederholte Geräusche, 3. andauernde Geräusche, 4. plötzliche Geräusche, 5. Lautgebärden. In jedem werden eine Anzahl Wortfamilien besprochen, die lautlichen Varianten und die Ableitungen verzeichnet und die semantischen Entwicklungen verfolgt. Vor allem den letztern gilt das sechste Kapitel, das die wichtigsten Resultate der Untersuchung zusammenfaßt.

Im Unterschied zu den «unmotivierten» Wörtern wird der Bedeutungswandel der «expressiven» Wörter durch ihre Lautgestalt mitbestimmt, und anderseits kann diese durch jenen verändert werden. In welcher Weise das geschieht, wird an einigen gut gewählten Beispielen gezeigt. Der Ausgang der Entwicklung ist stets eine lautmalerische Form oder eine Lautgebärde. Von der Bezeichnung eines Geräusches gelangen die expressiven Wörter leicht zur Benennung einer Bewegung (*onomatopée cinétique*) und entwickeln sich von hier oder direkt von der ersten Stufe aus zu Wörtern, die eine physische oder moralische Erscheinung symbolisieren. So kommt etwa Verf. – im Unterschied zum *FEW* – zu folgender Filiation für die Onomatopöe *dond*-:





Das Schema darf natürlich nur als Versuch, die Hauptetappen des Bedeutungswandels festzuhalten und genetisch miteinander in Verbindung zu bringen, gewertet werden. In Wirklichkeit sind die psychischen Vorgänge komplizierter: so hat z. B. beim Übergang vom Glockenschlag zur schwankenden Bewegung auch die Vorstellung der Glocke, nicht nur die des Klanges, mitgewirkt usw. Aus der Häufigkeit dieses Bedeutungswandels schließt Verf., daß alle Wörter, die sich in das Schema fügen, lautmalerischen Ursprung haben oder doch durch ein onomatopoetisches Element beeinflusst worden seien. In dem Maß, wie der expressive (d. h. Laut oder Bewegung symbolisierende) Wert verlorengeht, verbindet sich das Wort für den Sprechenden mit starken, meist negativen Gefühlen. Seine Bedeutung wird pejorativ. Frau Bietenhard sieht die entscheidende Stufe dieses Wandels da, wo die *onomatopée cinétique* aufhört, eine Bewegung objektiv zu symbolisieren, und sich mit einem Werturteil verknüpft, also wenn z. B. *banbaner* von «se balancer» zu «se dandiner, flâner» gelangt. Daß sich dieser Übergang mit einer solchen Regelmäßigkeit bei vielen Wörtern vollzieht, ist aus der Natur der Onomatopöe zu verstehen: schon im Augenblick, da ein lautmalerisches Gebilde geprägt wird, ist seine begriffliche Entsprechung weniger präzise als bei «unmotivierten» Wörtern; um so reicher sind die Gefühls- und Vorstellungsassoziationen, die es beim Sprecher wie beim Hörer auszulösen vermag. Die Mehrdeutigkeit mancher Onomatopöen erklärt sich aber auch aus der relativen Beschränktheit der lautlichen Mittel: da das phonologische System einer Sprache nicht beliebig viele Lautverbindungen erlaubt, wird ein und dieselbe Lautgruppe von Anfang an zur Benennung verschiedener Geräusche verwendet. Genauer als es in der vorliegenden Arbeit geschehen konnte, ließe sich die Abhängigkeit der onomatopoetischen Schöpfung von den Gegebenheiten des phonologischen Systems durch den Vergleich zweier phonologisch möglichst verschiedener Sprachen (etwa des Französischen und des Italienischen) erfassen. Dabei würde sich auch zeigen, daß die amorphen Onomatopöen nicht in jeder Sprache mit gleicher Leichtigkeit sich in das grammatische System eingliedern. – Am Schluß des Buches wird die Frage aufgeworfen, wem die lautmalerischen Schöpfungen zu verdanken seien, und die sprachpsychologisch interessante Feststellung gemacht, daß Mundarten, welche von einem sicheren Sprachbewußtsein getragen werden, viel weniger onomatopoetische Neu- und Umprägungen aufweisen als solche, die in Auflösung begriffen sind.

Die an feinen Beobachtungen und einleuchtenden Schlüssen reiche Arbeit befriedigt den Leser nicht immer in der Behandlung allgemeiner theoretischer Fragen. Eine weitere Vertiefung wäre

besonders da wünschenswert gewesen, wo die verwendeten Begriffe sich als zu starre Einteilungskriterien erweisen. Das scheint uns z.B. für die Abgrenzung zwischen *geste phonique* und *onomatopée* der Fall zu sein. Über die Schwierigkeiten, die beiden klar zu trennen, handelt Kainz, *Psych. der Sprache I*, 296. Es ist fraglich, ob z. B. *bib-* oder *faf-*, die Verf. beide unter den *gestes phoniques* behandelt, überhaupt ausschließlich der einen oder andern Entstehungsart (Schuchardt betrachtet *bib-* als Onomatopöe) zuzuweisen sei. Könnten – mit andern Worten – die Ableitungen von *faf-* i. S. von «schwätzen, stammeln» nicht auch als Lautnachahmungen betrachtet werden, obwohl *faf-* in amorpher Gestalt nicht vorkommt oder doch nicht belegt ist? Die Tatsache, daß *bib-*, *mot-*, *faf-* wegen ihrer Lautung ursprünglich nicht Nachahmungen eines plötzlichen Geräusches gewesen sein können (p. 108), spricht, auch wenn sie richtig ist, nicht gegen unsere Annahme; *faf-* müßte eben den «bruits répétés» zugewiesen werden. Wie problematisch die verwendeten Begriffe sind, hätte ein Vergleich der eigenen Termini mit den von andern Forschern gebrauchten deutlicher werden lassen. Verf. gibt zwar einige Hinweise dieser Art, beachtet aber die Überschneidungen zu wenig und setzt z. B. irrtümlich gleich: *geste phonique* mit Kainz' *Expressivsymbolik*, *onomatopée* mit dessen *Impressivsymbolik* (p. 109), wo doch Kainz Lautnachahmung, lautmetaphor. Bildwort und Lautsymbolik unter Impressivsymbolik zusammenfaßt, unter Expressivsymbolik dagegen die zur spontanen Gefühlsäußerung, nicht zur Mitteilung dienenden Schreck- und Freudelaute versteht (*op. cit. I*, 293 ss.). Auch braucht Grammont *mot expressif* nicht als Synonym von *harmonie imitative*, wie p. 9 und 11 s. irrtümlich gesagt wird (vgl. seinen *Traité de phonétique*<sup>2</sup>, p. 403). Bei den auf dem Gebiet bis heute bestehenden Schwankungen der Terminologie wäre ein vergleichendes Begriffswörterbuch auf Grund der benützten Literatur eine willkommene Ergänzung gewesen. Cf. etwa *geste articulatoire*, bei Grammont i. S. von «Lautgebärde», hier dagegen als Äquivalent von «Lallwort» gebraucht. Unglücklich scheint uns der Ausdruck *tertium comparationis*, den Verf. auf die für den Bedeutungswandel entscheidenden Phoneme überträgt (p. 125 ss.); ein Vergleich liegt hier – im Unterschied zu den Bedeutungsübertragungen, wo der Terminus seine Berechtigung hat – höchstens für den sprachwissenschaftlichen Betrachter, nicht aber für den Sprechenden vor.

Wenn in dem Buch auch sonst noch manches problematisch bleibt, so liegt das mit in den Schwierigkeiten des Fragenkreises begründet, den sich die Verf. zur Bearbeitung gewählt hat. Im gesamten darf die Diss. trotz gewissen Mängeln, die ihr im theoretischen Teil anhaften, als ein bedeutender Beitrag zur Erforschung der

Lautgebärden, der lautmalerischen und lautsymbolischen Wörter gewertet werden. Die Beschränkung auf ein verhältnismäßig kleines, der Verfasserin gut vertrautes Gebiet gibt den etymologischen Deutungen eine Zuverlässigkeit, die man in ähnlichen Arbeiten oft vermißt und die den allgemeinen Folgerungen ein besonderes Gewicht verleiht.

Bern

S. Heinemann.

★

F. KRÜGER, *Géographie des Traditions Populaires en France*. Avec un Album de 22 Figures. 255 p. Mendoza 1950.

Es ist bezeichnend für unsere Zeit und für den Kulturwillen des aufstrebenden Argentinien, daß der durch seine Bücher über die Hochpyrenäen und weitere Beiträge zur spanischen, portugiesischen und französischen Volkskunde bekannte frühere Leiter der Hamburger Romanistenschule Fritz Krüger als Nummer 2 der 'Cuadernos de Estudios Franceses' der 'Universidad Nacional de Cuyo', Mendoza, 1950 ein Werk – übrigens in perfektem Französisch – veröffentlichte, betitelt *Géographie des Traditions Populaires en France*. Was man unter diesem Titel verstehen soll, ist nicht ohne weiteres klar; auf Deutsch hätte er vielleicht gelautet 'Das Volkstum Frankreichs in seiner geographischen Verbreitung'. Der Verfasser versteht unter 'traditions populaires' zugleich Volkskunde (folklore) im engeren Sinne und Sachkunde oder Sachkultur (*géographie des faits matériels*). Die Dinge und Bräuche sollen nicht nur in ihrer äußern Form dargestellt werden; durch die Untersuchung des geographischen Nebeneinanders der Erscheinungen sollen auch die treibenden Kräfte ihrer Entstehung und Entwicklung erfaßt, d. h. es soll das Was, Wie und Warum des heutigen Zustandes erforscht werden. Eine solche 'Volkskundegeographie' wird eine kapitale Disziplin geschichtlicher Erkenntnis. Sie dient auch der Geographie und deckt sich weitgehend mit dem, was man in Frankreich seit Jean Brunhes 'géographie humaine' heißt. Anderseits berührt sie sich eng mit der Sprachwissenschaft, die durch die sprachgeographische Dialektologie und durch die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Wörtern und Sachen ähnliche historische Ziele verfolgt.

Es ist das große Verdienst des vorliegenden Buches, in die weit-schichtigen Probleme und vielfachen Beziehungen zwischen Volkskunde, Geographie, Geschichte und Sprachgeschichte meisterhaft einzuführen. Wo, wie hier, verschiedene Wissensgebiete sich berühren und die Erscheinungen nicht an den Grenzen eines Landes

oder einer Sprache Halt machen, ist weite Perspektive und umfassende Information vonnöten. Schon die Hamburger Schule war für die Fülle ihrer Zettelkasten bekannt. Wenn nun der Verfasser sich entschuldigt, daß es ihm in diesem schon 1948 verfaßten Buche nicht möglich gewesen sei, «hier, am Fuße der Anden», die letzten Publikationen Europas zu berücksichtigen, möchte man ihn mit der Annahme trösten, daß wohl kaum jemand in Europa imstande gewesen wäre, den Wißbegierigen mit einer gründlicheren und umfassenderen Bibliographie aufzuklären über alles, was in den letzten Jahrzehnten in und über Frankreich auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Die überaus zahlreichen und reichhaltigen bibliographischen Fußnoten machen das Buch zu einem ebenso nützlichen wie wertvollen Forschungswerkzeug. Da das Buch sein Hauptziel sieht in einer allgemeinen Orientierung über die bestehende Literatur, über die Probleme und die Methoden der Forschung, möchte man es einen Leitfaden zum Studium der französischen Volkskunde und Sachkultur heißen. Entsprechend dem notwendigerweise beschränkten Raum bleibt es oft bei der Aufzählung oder Gegenüberstellung der verschiedenen Meinungen, da eingehende Diskussionen und entscheidende Lösungen den Spezialstudien überlassen werden müssen.

Das erste Kapitel behandelt die regionalen Studien der Geographie und Sprachwissenschaft, die für die Volkskunde von Bedeutung sind. Es erwähnt außer den einschlägigen Wörterbüchern und Sprachatlanten eine lange Reihe von sprachlichen Monographien, die die Schilderung des Volkslebens oder der bäuerlichen Sachkultur zum Ziele haben. Dann werden auch folkloristische Arbeiten erwähnt, wie z.B. über den Kiltgang, den St. Martins-Kult, die volkstümlichen Schützengesellschaften.

Das zweite Kapitel ist allgemeinen Fragen gewidmet. Es macht zuerst bekannt mit allgemeinen Werken der Volkskunde, die das ganze Gebiet Frankreichs betreffen, wie vor allem das neue *Manuel de folklore français* von A. Van Gennep, dem das Buch gewidmet ist. Dann werden die befruchtenden Beziehungen zwischen Sprachgeographie und Geographie des Volkstums berührt. Der Gegensatz zwischen Nord und Süd: langue d'oïl – langue d'oc, Rassenunterschiede, Gewohnheitsrecht – geschriebenes Recht, Unterschied in den Formen der Besiedelung, des Daches, des Hauses, landwirtschaftlicher Arbeitsmethoden usw., ist eine bekannte Tatsache, deren Begründung aber heftig umstritten ist. Die Frage, ob dieser Gegensatz schon vorromanisch sei (Brun 1937), oder ob er den Invasionen der Franken im 4. und 5. Jahrhundert zuzuschreiben ist (v. Wartburg 1934), wird offengelassen. – Marc Bloch, der zuerst (1931) den Dualismus Nord-Süd in der Geschichte der fran-



zösischen Landwirtschaft nachgewiesen hat, findet, daß dieser Gegensatz entstanden sei 'sous des influences qui nous demeurent encore profondément mystérieuses'. Die Volkskunde könnte zur Abklärung dieser Streitfrage noch Wesentliches beisteuern.

Als Musterbeispiele für die Wort- und Sachforschung, der es gelingt, 'von der sprachlichen Seite her in das Dunkel alter Zustände einzudringen, das die Geschichte nicht zu erhellen vermag' (Jaberg 1921), werden Meyer-Lübkes und Jabergs Arbeiten über Dreschmethoden und Dreschgeräte erwähnt, denen sich Untersuchungen des Verfassers und von Ch. Parain anschlossen. Was 1926 Jaberg *Zur Sach- und Bezeichnungsgeschichte der Beinkleidung in der Zentralromania* schrieb, wird als glückliche Verbindung von Geschichte, Sachkunde und Sprachgeschichte bezeichnet. – Am Beispiel von zwei Zürcher Dissertationen wird gezeigt, wie die Untersuchung der Hanf- und Flachskultur (Gerig 1918) oder der verschiedenen Formen von Sichel und Sensen (Hobi 1926) Schlüsse auf die Geschichte der Bauernkultur Frankreichs gestattet. Hier hätte darauf hingewiesen werden können, daß schon 1905 J. Gilliéron in seiner aufsehenerregenden Programmschrift *Scier dans la Gaule romane* gezeigt hatte, daß im dramatischen Kampf gegen ein altes *serrare* in Südfrankreich ein neueres *resecare* nur darum den Sieg davongetragen hat, weil in dem Präfix *re-* die Hinundherbewegung desjenigen ausgedrückt war, der mit einer Säge Holz sägt oder mit einer gezähnten Sichel Gras oder Korn schneidet. Die Erinnerung an eine einst gezähnte Sichel, die längst verschwunden, aber prähistorisch belegt ist, lebt heute noch im schweizerdeutschen 'Sägesse' 'Sense' oder im oberital. *seghéz* 'Sichel', ferner im ital. *segare il formento* 'Korn mit der Sichel schneiden'. Im unter- und mittelital. '*serricchio*' 'gezähnte oder ungezähnte Sichel' steckt noch das alte *serra* 'Säge'<sup>1</sup>. – Was Krüger über die Formen der Sichel und über den Gebrauch der Sense für Frankreich festgestellt hat, kann auch für Italien bestätigt werden: die entwickelteren Geräte und Methoden dringen von Norden nach Süden vor, wo die primitiveren länger erhalten bleiben. Das läßt sich auch nachweisen für die verschiedenen Formen der Sense, die in Süditalien zum Teil erst in neuerer Zeit eingeführt worden, zum Teil noch ganz unbekannt ist. In Mittel- und Süditalien wird das Korn noch fast ausschließlich mit der Sichel geschnitten; im Norden, besonders im Alpengebiet, wo relativ wenig Korn zu ernten ist, aber sehr viel Gras mit der Sense ge-

<sup>1</sup> Cf. AIS VII 1405 und 1451, ferner SCHEUERMEIER 'Bauernwerk', p. 107–108, wo auch die heutige Verbreitung der gezähnten Sichel in Italien angegeben ist.



mäht wird, braucht man diese auch zum Schneiden des Kornes. – In seiner Programmschrift *Scier* stellt übrigens Gilliéron zugunsten seiner neuen sprachgeographischen Methode Sätze auf, die sich mit den Prinzipien unseres Verfassers decken: «La géographie seule, par ses aspects et l'interprétation inéluctable de ces aspects, est capable de circonscrire autour du mot les limites de temps et d'espace qu'il ne doit pas dépasser» und «à l'étude du patois nous opposerons l'étude du mot», p. 27.

Gemäß diesem letzten Grundsatz, übertragen auf das Gebiet der Volkskunde, untersucht der Verfasser im dritten und längsten Kapitel nicht die verschiedenen volkskundlichen Landschaften als regionale Einheiten, sondern er gibt einen systematischen Überblick über die einzelnen Probleme in sachlicher Gruppierung, indem er jede Einzelercheinung in ihrer geographischen Verbreitung betrachtet und bewertet. Wenn auch jeder Fall immer wieder ein besonderes Kartenbild ergibt, fällt doch fast überall als Hauptergebnis auf, daß auf dem Boden Frankreichs zwei grundverschiedene Welten zusammenstoßen, die mediterrane Kultur des Südens und die hauptsächlich germanische des Nordens; neben diesen beiden ist noch häufig eine dritte eigenständige Zone des Westens festzustellen. Aus der Fülle der behandelten Fragen können hier die wichtigsten nur aufgezählt werden.

Kulturlandschaften: Im Süden in Form und Größe unregelmäßige Felder mit zweijährigem Wechsel («un air de sage indiscipline semble flotter sur cette campagne»); im Norden weite, offene, regelmäßige Fluren mit dreijährigem Wechsel («au Nord tout s'ordonne et s'assagit»); im Westen le Bocage («individualisme agraire»).

Pflüge: Gegensatz zwischen dem alten, symmetrischen Holzpflug, *araire*, der im Süden dominiert und als Nachkomme des antiken ARATRUM auch in Italien und der Pyrenäenhalbinsel zu Hause ist, und der modernen *charrue* mit Streichbrett und Vorwagen, die für den Norden typisch ist, ein Gegensatz, der auch das nördliche Italien vom mediterranen unterscheidet.

Aufbewahrung des Kornes, Dreschen: Scheunen, in denen das Korn aufbewahrt und gedroschen wird, sind für den Norden und Osten typisch; im Süden und Westen wird im Freien gedroschen; die Garbenhaufen haben je nach der Gegend verschiedene Formen.

Transportgeräte: Das für die Mittelmeerländer so typische Tragen auf dem Kopf hat sich im Süden Frankreichs länger erhalten als im Norden. – Reste des primitiven Tragjoches finden sich im Zusammenhang mit Oberitalien und der Pyrenäenhalbinsel im Süden, Westen und in den Alpen Frankreichs; eine ent-

wickeltere Form des Tragjoches mit Ausschnitt für den Nacken, der man vereinzelt in Mittel- und Nordfrankreich begegnet, ist sehr gebräuchlich in Flandern, Holland, Norddeutschland bis Rußland. – Sehr interessant und verdienstvoll sind die 15 Seiten Belege für die Verbreitung der mit Trägern versehenen Rückentraggeräte, der Hutte und der Brente. Diese Geräte, die besonders zum Transport von Trauben und Wein, wohl erst in neuerer Zeit, in Frankreich sich bis gegen Bordeaux und ins Languedoc verbreitet haben, sind typisch für den Norden, wo sie in Frankreich und Deutschland schon im Mittelalter nachgewiesen sind. Noch unbekannt sind sie z.B. im untern Rhonetal, wo man Trauben nach typisch südlicher Art in einem Korb auf Kopf, Nacken oder Schulter oder auf dem Saumtier transportiert. In Italien ist die Verbreitung der Rückentraggeräte, d.h. die Grenze zwischen kontinentaler und mediterraner Welt, noch ausgesprochener: während im ganzen Alpen- und Voralpengebiet Rückentragkörbe außerordentlich viel gebraucht werden, sind schon in der Poebene und vollends im peninsulären Italien spezifische Rückentraggeräte mit Tragriemen – außer einigen Ausnahmen (Weinbrente in Oberitalien, Hutte der radfahrenden Bäckerjungen in den Städten) – ganz unpopulär. Wie in Oberitalien und in der Schweiz finden sich auch in Frankreich der großen Zone der Rückentraggeräte südlich vorgelagerte Grenzgebiete, wo eigenartige Übergangsformen vorhanden sind: Nacken- oder Rückenkörbe, die statt an Tragriemen an einem Stirnband oder auf einem Nackenkissen mit Stirnband (Haut-Dauphiné, Ardèche, Piemont, Bergamasco) oder an Stöcken oder an einem losen Henkel, der mit den Händen ergriffen wird (Auvergne, Mâconnais, Savoie, Schweiz), getragen werden. – Das Rückentraggestell ('Reff', 'Kraxe') der italienischen, schweizerischen und deutschen Alpen scheint nur vereinzelt in Hochsavoyen vorzukommen. Wenn es auch stimmt, daß ein großer Teil der Bezeichnungen der Hutte in Frankreich aus dem Germanischen stammt, kann dasselbe doch gerade für die gebräuchlichsten und typischsten Rückentraggeräte im italienischen Sprachgebiet nicht gesagt werden, so daß sich dort die Frage stellt, ob nicht Wort und Sache vorgermanisch seien.

**Bauernwagen:** In Frankreich dominiert der Zweiräderwagen. Fast im ganzen Süden 'erscheint er als das lebendige Symbol der mediterranen Kultur'. Der Vierräderwagen des Nordens und Ostens, der klassische Wagen Zentraleuropas, ist nach Westen vorgedrungen bis ins Massif Central und an die Garonne, ja bis gegen die Pyrenäen. Auch hier bildet Italien ein typisches Pendant zu Frankreich. In Oberitalien ist in der Ebene der schwere Vierräderwagen, in den Alpen der leichte, vierrädrige Leiterwagen sehr ver-

breitet. Im östlichen Mittelitalien ist der Vierräderwagen noch bekannt, aber wenig gebräuchlich; in der Toskana heißt er bezeichnenderweise *carro matto*. In Unteritalien aber fehlt er ganz. – Von den alten Zweiräderkarren mit primitiven Scheibenrädern waren in Frankreich nur noch letzte Reste in den Pyrenäen zu finden. In der Pyrenäenhalbinsel und besonders in Südamerika sind sie noch gebräuchlich. Scheibenrädern begegnete Rohlf in Süditalien noch relativ häufig; wir fanden die nördlichsten an normalen Zweiräderkarren in den Marken, an kleinern Fahrzeugen trafen wir noch kleine Vollräder bis in die Schweiz.

Den landwirtschaftlichen Siedelungstypen, den Formen des Bauernhauses und seinen Teilen sind die Seiten 171–220 gewidmet. Zwei Formen von geschlossenen Siedelungen sind zu unterscheiden: der Süden längs der Mittelmeerküste und im untern Rhonetal ist charakterisiert durch die geschlossene Bauart der Römer; in den Ebenen des Nordens und Nordostens bis ins Seine- und Saônegebiet schloß man sich zu Dorfsiedlungen zusammen, weil dort, wie im anstoßenden Belgien und Deutschland, die Fluren gemeinschaftlich eingeteilt und bewirtschaftet wurden. Das übrige Frankreich im Zentrum und im Westen, das von fremden Einflüssen frei blieb, ist durch offene Siedlungsweise gekennzeichnet. – Baumaterial: Das Steinhaus hat fast ganz Frankreich erobert und weitgehend Bauten aus primitivem Material ersetzt. Selten geworden sind Schilf- und Laubhütten (Camargue), Lehmhäuser (Süden), Holzhäuser (Alpen gegen die Schweiz hin). Für den Norden und Osten waren einst Fachwerkbauten typisch; sie sind zum Teil durch Backsteinbauten verdrängt worden, die, ursprünglich römischer Tradition, später von Nordeuropa aus sich verbreiteten. – Den mittelmeehländischen Süden kennzeichnet die Einfachheit und Einheitlichkeit des wenig geneigten Daches aus Hohlziegeln, den Norden der hohe, meist steile Dachstuhl mit mächtigem Balkenwerk, gedeckt mit Flachziegeln verschiedener Konstruktion, die an die Stelle der alten Bedachung aus Schieferplatten, Holzschindeln (Vogesen, Alpen) oder Stroh (Norden) getreten sind. – Von den Haustypen können wir hier die wichtigsten nur erwähnen: 'maison rudimentaire' (Einraumhaus), 'maison élémentaire' (Wohnhaus neben Stall), 'maison en hauteur' (Küche und Kammern im 1. Stock). Der letztere Typus, auch 'maison latine' geheißen, das klassische Haus der romanischen Mittelmeerländer, hat sich vom Süden Frankreichs, besonders als Winzerhaus, nach Norden ausgebreitet bis nach Burgund und an den Rhein. Die obigen Haustypen, bei denen alle Teile unter ein und demselben Dach vereinigt sind ('maison concentrée'), bilden die typische Behausung des französischen Kleinbauern im Süden, Westen und im Zentrum. Im

Gegensatz dazu steht das aufgelockerte Bauernhaus des Nordens und Ostens ('*maison en ordre lâche*'), wo das Haus in seine einzelnen Teile aufgelöst ist, d.h. Wohnhaus, Ställe, Scheunen und andere Ökonomiegebäude als separate Gebäude meist einen größeren Platz umschließen. In den fruchtbaren Ebenen des Nordostens, besonders in Flandern, wo die Bauernkultur ein Höchstmaß erreichte, hat sich daraus eine weitere Form entwickelt, indem die einzelnen Gebäude sich zu einem Viereck zusammendrängten, das einen geschlossenen Hof umgibt ('*maison en ordre serré*'). Mit dem Gegensatz '*maison concentrée*' – '*maison dissociée*' (aufgelockertes Haus) und mit der Auffassung, daß das letztere aus dem ersteren sich entwickelt habe, glaubt der Verfasser einmal mehr nachweisen zu können, daß die Entwicklung der Kultur sich in der Richtung von Norden nach Süden bewegt.

Kürzer werden behandelt die Küche, der Herd, die Feuerkette und einige Nebengebäude, die Scheune, die Kornkammer, der Taubenschlag, endlich die Windmühlen, von denen wieder zwei Haupttypen zu unterscheiden sind, ein meridionaler und ein nordischer, der von Flandern ausging.

Es ist für die Forschungsrichtung des Verfassers kennzeichnend, daß auf die Sachkunde das Schwergewicht des Buches gelegt ist, das dadurch zum Vademecum dessen wird, der sich für die Sachkultur Frankreichs interessiert. In wenigen Seiten wird mehr nur andeutungsweise hingewiesen auf das eigentliche Brauchtum, die regionalen Trachten, Volksglauben und Aberglauben, die Volksnahrung usw. in der geographischen Verbreitung. Die ersten Blätter des neu erscheinenden '*Atlas der schweizerischen Volkskunde*' könnten als glänzende Beispiele angeführt werden für die vom Verfasser angeregte geographische Behandlung volkskundlicher Probleme, wie aus ihnen auch die vom V. erwähnte Wichtigkeit der Konfession und der Religiosität einer Gegend für ihr Volkstum klar hervorgeht. Nicht weniger lockend, wenn auch noch viel problematischer wäre die geforderte '*Geographie der politischen Meinungen*'.

Dem großen dokumentarischen und methodischen Wert des Buches können einige unbedeutende äußerliche Mängel nichts anhaben. Bei dieser Anordnung des Stoffes waren gelegentlich Wiederholungen unvermeidlich. Im Bestreben, den Leser mit Fußnoten möglichst reichlich zu informieren, zitiert man z.B. dreimal vollständig die Arbeiten von Flagge (p. 36, 39, 120) und von Schmolke (p. 37, 129, 153). Daß nur selten Druckfehler gemacht wurden, ist einem außereuropäischen Verlag hoch anzurechnen.

Zu den 255 Seiten Text gehört ein separates, großformatiges Album mit 22 Illustrationsblättern, die Schwarzweißzeichnungen, Grundrisse und Sachkarten enthalten. Diese Illustrationen sind



nicht Originalmaterial des Verfassers, sondern stammen aus allen möglichen Veröffentlichungen. Sie bilden zu der Überfülle der behandelten Probleme eine kleine, aber um so wertvollere Ergänzung. Man bedauert, daß die Bilder ohne jede Erklärung und infolgedessen unverständlich sind ohne die auf den letzten Seiten des Buches nachzuschlagenden Legenden.

Bern

P. Scheuermeier

★

LOUIS REMACLE, *Le problème de l'ancien wallon*. Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, fasc. CIX. Liège 1948, 230 pages.

Für die Erforschung des Verhältnisses von gesprochenem Dialekt und Schriftsprache im Altfranzösischen kann die Tragweite dieses Werkes des Lütticher Gelehrten kaum überschätzt werden. Es war Zeit, die «idées reçues» über das Wesen der altfranzösischen Schriftsprache einmal an einem konkreten Fall auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Remacle hat diese Prüfung mit beneidenswerter Sachkenntnis – Kenntnis der modernen Mundart, der seit 1600 bestehenden Dialektliteratur und der mittelalterlichen Texte – und mit peinlichster wissenschaftlicher Umsicht fürs Altwallonische vorgenommen. Vom Grundsatz «Si on allait y voir!» geleitet, erbringt der Verfasser den schlagenden Beweis, daß die experimentelle Analyse viel eher zur wahren Erkenntnis führt als die gescheiterten Spekulationen theoretischer Art.

Welcher Natur ist die Vulgärsprache, die man in den mittelalterlichen Dokumenten der Wallonie findet? – R. geht aus von der bekannten These Jules Fellers (*BCTD* 5, 33–92), wonach die mittelalterlichen Autoren Belgiens französisch zu schreiben trachteten und sich wallonische Züge nur zufällig ihrer Schriftsprache beimischten. R. hat bereits in seinem Artikel *La langue écrite à Stavelot vers 1400* (*Mélanges Haust*, p. 311–328) diese These praktisch angewandt<sup>1</sup>. Auf breiterer Basis gelingt es ihm nun, ihre Richtigkeit zu beweisen.

In einem ersten Kapitel rekonstruiert der Verfasser, immer auf der modernen Mundart fußend, die dialektale Gliederung des romanischen Belgiens im Mittelalter. Diese Methode bewahrt ihn davor, graphische Eigenheiten der Scripta<sup>2</sup> als dialektale Merkmale zu

<sup>1</sup> Cf. meine Besprechung der *Mélanges Haust*, *VRom.* 8, 248–250, wo ich die in dieser Frage auseinandergehenden Meinungen VALKHOFFS und REMACLES kurz dargestellt habe.

<sup>2</sup> Der Einfachheit und der Klarheit halber übernehme ich diese



interpretieren. Nach einer kurzen Übersicht über die einzelnen Teilgebiete (gaumais [lothr. Mundart], rouchi [pik. Mundart], ost-, zentral- und westwallonisch) charakterisierenden Züge untersucht R. 53 phonetische und morphologische Erscheinungen auf ihr zeitliches und geographisches Auftreten hin, stets in der doppelten Schau: Mundart – Scripta. Er gelangt zum Ergebnis, daß zu Beginn des 13. Jahrhunderts sich das Wallonische als Dialekt auf Grund von mehr als 30 Merkmalen deutlich von den Nachbarmundarten und vom Zentralfranzösischen abhob. Die Individualisierung des Wallonischen schreitet bis zum Ende des 13. Jahrhunderts weiter. Auch die wallonischen Unterdialekte waren zu jener Zeit schon eindeutig differenziert. – Zu diesem Abschnitt seien mir folgende Bemerkungen ergänzender Art gestattet: Im § 1 (voyelle caduque, p. 39–40) schreibt R.: «Les dialectes voisins du wallon n'ont probablement jamais connu notre *i*, ni notre *ü* caducs.» Dies mag für *i* stimmen. Das Pikardische kennt aber den Übergang von vortoni-gem *e* > *ü*, allerdings meist in Kontakt mit einem Labial (cf. auch fr. *buvant*, *fumier*, *jumeaux*), auch, so urkundlich belegt: *prumier* und Ablt. in Mons, Lille, Saint-Quentin, ferner *frumal*, *enfrumer* bei Philippe de Beaumanoir (aus *fremet*, Metathese von *fermet*), *jumeles* im *Chevaliers as deus espees*. Auch modernpik. *fümēl* 'femelle', *qršüvwār* 'recevoir' (Saint-Pol), u. a. Daneben aber auch vor Velar allgemeinpik. *ducasse* < DEDICATIO. – Zu § 8 (*a* + *l* + consonne, p. 45–46) ist zu bemerken, daß PALMA auch pikardisch einen Typus *ṛpām* (cf. ALF 980) ergibt, ebenso rouchi *bame* 'baume', pik. *ṛgān* 'jaune' (ALF 716), belegt bereits bei Molinet: *palme* (reimend mit *basme* und *pasme*), *basme* (reimend mit *dame*), *ganne*. – Zu § 17 (lat. *in* > wall. *ē*, p. 56–58): Das pikardische Ergebnis lautet, wie R. richtig sagt, grundsätzlich *ē*. Das Beispiel *ses effans* ist aber fürs Wallonische nicht schlüssig, da der Typus *ṛefā* innerhalb der Belgioromania auch in den pikardischen und normannischen Mundarten vorkommt (cf. ALF 461).

Im zweiten Kapitel analysiert R. die erste bekannte, vulgärsprachlich verfaßte Lütticher Urkunde aus dem Jahre 1236<sup>1</sup>. Um den Gegensatz zwischen wallonischer Mundart und Scripta besser hervorzuheben, präsentiert uns R. vorerst einen eigentlichen Mundarttext aus dem Jahre 1631 und eine regionalfranzösisch geschriebene Urkunde von 1603. – Die Untersuchung der Lütticher Urkunde von 1236 erfolgt nach der Fellerschen Fragestellung: Ist das Wort wallonisch, französisch oder analogisch? und wird mit großer

Bezeichnung, im Sinne von 'mittelalterlicher Schriftsprache', ins Deutsche.

<sup>1</sup> Cf. SCHWAN-BEHRENS, III. Teil, Leipzig 1932, p. 20–21.

Vorsicht und mathematischer Präzision durchgeführt. Die Statistik der phonetischen und morphologischen Merkmale wird geführt für Formen (desselben Wortes) und Wörter. R. unterscheidet dabei folgende Gruppen: 1. Formen und Wörter, die dem Französischen und Wallonischen gemeinsam sind, die daher nichts über den dialektalen Charakter der Scripta aussagen: 47,5 % an Formen, 42,3 % an Wörtern. – 2. Nichtwallonische Formen und Wörter: 41,4 %, bzw. 43,5 %. In dieser Kategorie figurieren auch die Wörter «qui, dans leur graphie, s'écartent de la forme phonétique de leurs correspondants wallons, mais qui pouvaient en 1236 se prononcer à la wallonne». – 3. Wallonische Formen und Wörter: 12,7 %, bzw. 15,9 %. – Es ist also offenbar, daß es dem Schreiber dieser Urkunde kaum darum zu tun war, die gesprochene Mundart seiner Zeit schriftlich zu fixieren. Er bedient sich vielmehr einer ziemlich hybriden regionalfranzösischen Schriftsprache, die man bestenfalls als wallonisch gefärbt bezeichnen darf<sup>1</sup>. Deshalb schlägt R. vor, diese Scripta als «ancien-français liégeois» oder als «ancien-français régional» zu bezeichnen. Selbst wenn die Bestimmung und Behandlung der gemeinsamen Formen – das Argument Remacles lautet: «Mais les dialectes d'une même famille conservent toujours beaucoup de traits communs; et lorsqu'on veut savoir auquel on a affaire, on doit examiner, non pas les traits qui les réunissent, mais ceux qui les séparent» (p. 136) – zu rigoros erscheinen mag, obschon auch hier der Verfasser sorgfältig differenziert, so bleibt doch das Verhältnis von 71 (43,5 %) eindeutig nichtwallonischen gegenüber 26 (15,9 %) wallonischen Wörtern recht eindrucksvoll. Betrachtet man die Formen (gemeinsame und nichtwallonische), die im Jahre 1236 bereits als französisch gelten dürfen, so kommt man auf sage und schreibe 77 %, «proportion énorme, et d'autant plus significative qu'elle renferme notamment la majorité des verbes, catégorie essentielle de la morphologie» (p. 135).

Bevor ich zu den «Conclusions générales» des Buches übergehe, möchte ich das Experiment Remacles, allerdings auf etwas andere Weise, gleichsam als Probe aufs Exempel, fürs Altpikardische anstellen. – Für das französische Mittelalter bildet die Pikardie, vom literarischen und kulturhistorischen Standpunkte aus gesehen, einen viel bedeutsameren Faktor als die Wallonie. In der sogenannten franko-pikardischen Periode der altfranzösischen Literatur blü-

<sup>1</sup> «Il est certain que les patois modernes, issus directement du latin vulgaire, existaient au XIII<sup>e</sup> s. sous la forme de parlers locaux ou régionaux. Il est certain aussi que la scripta d'un endroit ou d'une région ne coïncidait pas avec le parler local ou régional» (p. 138).

hen dort die bürgerlichen Dichtungsformen auf, die auch in ihrer Sprache den Stempel ihrer Herkunft tragen. Die höfische Dichtung hingegen blieb in der Pikardie, in der es nur sehr wenige Städte zu einem bedeutenden höfischen Leben brachten, immer mehr oder weniger Nachahmung französischen Wesens. Die frühesten Urkunden der Pikardie (um 1220) enthalten relativ wenig Pikardismen, und die aus der Pikardie stammenden höfischen Sänger von vor 1200 trachteten, französisch zu schreiben. Erst mit dem wachsenden Selbstbewußtsein des aufstrebenden Bürgertums und der aus ihm fließenden Literatur festigt sich im Laufe des 13. Jahrhunderts eine franko-pikardische Scripta, die von Schreibern und Autoren benutzt wird. Daß sich eine eigene Schreibtradition entwickelte, steht angesichts der kulturellen Bedeutung des sogenannten pikardischen Schrifttums außer Zweifel. Ich weiß daher nicht, ob man die Ansicht Fellers unbesehen auf die pikardischen Autoren des 13. Jahrhunderts übertragen darf. Richtig ist jedenfalls, daß das pikardische Element sich in der Scripta verhältnismäßig spät durchsetzte, also sich gewissermaßen auf eine bereits bestehende, wohl französische Scripta pflanzte. Deshalb bezeichne ich sie in meiner *«Petite grammaire de l'ancien picard»*<sup>1</sup> eben als «franco-picarde». Worin ich mit Feller und Remacle unbedingt einiggehe, ist, daß man die pikardische Scripta ebensowenig mit dem damals gesprochenen pikardischen Dialekt identifizieren darf wie die wallonische Scripta mit der wallonischen Mundart des Mittelalters.

Der Vergleich von Scripta und Dialekt soll folgendermaßen durchgeführt werden. Als Beispiel für die franko-pikardische Scripta habe ich einen Ausschnitt aus einer Originalurkunde des Jahres 1310 aus Saint-Quentin gewählt<sup>2</sup>. Es handelt sich um ein Prozeßprotokoll, das den Vorteil besitzt, weniger dürr und formelhaft zu sein als die übrigen Kanzleischriften. Wegen des verhältnismäßig späten Datums ist zu sagen, daß um diese Zeit die pikardische Scripta noch auf dem Höhepunkt ihrer Festigung und Irradiationskraft stand. Als Gegenstück dient einer der frühesten pikardischen Mundarttexte, den wir besitzen, der *«Véritable Discours d'un logement de gens d'armes en la ville de Ham, par N. Le Gras»*, aus dem Jahre 1654<sup>3</sup>. – Die Weiterentwicklungen des pikardischen Dialek-

<sup>1</sup> Klincksieck, Paris 1951, p. 31–32.

<sup>2</sup> Aus: *Archives anciennes de la Ville de Saint-Quentin*, publ. par E. LEMAIRE, tome I (1076–1328), Saint-Quentin 1888, n° 229 (p. 208–209).

<sup>3</sup> Hg. von O. THOREL und F. MANTEL (*Mém. de la Soc. des Antiquaires de Picardie*, t. 38 (1911)). – Mit ganz anderer Problemstellung habe ich die Sprache dieses Textes analysiert und mit der Sprache

tes des Vermandois von 1654 bis heute sind im großen ganzen ziemlich geringfügig. Dafür kennt die Sprache des *Discours* noch den Gebrauch des passé simple, das inzwischen untergegangen und durch das passé composé ersetzt worden ist. Das Stück ist in einer Art phonetischer Transkription geschrieben, die der gesprochenen Mundart jener Zeit recht nahekommen dürfte.

Hier der Text der Urkunde von 1310:

«Sestenars, flus Jehan le Vanier, tesmoins jurés et requis, etc., dist qu'il estoit yssus de le maison Paske de Farbus et vit Huart le clerc as fenestres de le maison Willaume Floure qui tenoit lettres toutes torses et froissies, sans seel, qui crioit ne set apres cui: 'tené le, tené le, il m'a desonneré et tolu quanques j'ay vaillant; jou me douray au mayeur et as jurés', par pluseurs fois, et en ces paroles que Huars crioit, il vit Raoul l'ahanier qui s'en aloit devant le maison Pierron le barbieir par devers le Ciance, qui dist teles paroles: 'Ore bray, bray, jou ne donroie du mayeur, ne des jurés, le lanterne leur mere' et ne vit, ne perchiut abbé, ne autres personnes qui fussent ne eussent esté en le maison Willaume. – Requis pour coy il n'aloit apres, dist que il estoit si grans que il avoit grant peur de lui.

Jehans Priere, tesmoins jurés et requis, etc., dist qu'il s'en aloit en le maison demisele Jehane Goullele, si comme il estoit devant le porte de l'ostelerie, il vit l'abbé d'Isle et Robert d'Arras qui estoient as fenestres de le maison Willaume Floure qui le hukierent. Il monta amont et li demanda li abbé d'Isle se il se venroit a sen mande, et il dist que non, car il avoit esté as Jakemois, et encontinent il descendirent ensanle et s'en tournerent le renc de Jehan le selier pour aler vers l'abbie d'Isle, et apres che, si comme il estoient aussi que devant le maison Jehan le Droit, selier, il oy crier Huart le clerc qui crioit as fenestres de le maison le dit Willaume: 'Hahay, bonne gent, hahai, bonne gent, tenés Raoul l'ahanier: il m'a deskiré le testament le femme Yve le Merchier, tené le, tené le.' Si furent il et li abbés esbahi de ces paroles qui disoit, et en che meesmes point, il perchiut chelui Raoul d'autre part le dite rue, qui s'en aloit vers le Giance tous esperdus qui dist ainsi: 'Va, va, a le lanterne te mere' et ainsi s'en alerent aval parlant de chele matere. – Requis que li abbés en disoit: dist que il disoit: Awa, quesse la, tout esbahissement. – Requis quant il vint layens, se il vit Huart, dist que Huars estoit layens et escrisoit ne set coy; se demanda a Robert d'Arras que c'estoit la, et Robers respondi que on prenoit copie, sans autre choze dire. – Requis qui estoit

der Urkunden verglichen in *Mélanges Roques*, tome I, p. 83–94, Bade-Paris 1950.



layens, dist li abbés, Robers d'Arras, Jehan de Grehaing, Raous li ahaniers et Robers du Fay. – Requis se il vit que Huars tenist testament ne autre choze, dist qu'il vit par devant lui, sur une sele, une grant lettre, mais n'i vit seel, et ne set que chou estoit. – Requis quant il crioit a le fenestre se il tenoit riens, dist oil, une grant lettre toute deskyrée, et autre chose n'en set, lui requis souffisaument.

Jehans de Capinserres, jurés et requis, etc., dist que il n'en set riens autre choze qu'il vit et oy Huart le clerc qui tenoit un grand escrit deskiré le quel il monstroït et disoit: 'Hahai, bonne gent, veés la chelui qui le m'a deskiré; c'est li testamens le femme Yve le Merchier, il m'a tolu m'oneur, veés le la, c'est Raous li ahaniers, tenés le' et perchiut chelui Raous et avec lui Jehan de Grehaing qui li disoit: 'Alons ent jouer' et Raoul li respondi que il s'en yroit boire, et autre choze n'en set.

Ade d'Estrailliers, examinée en sen lit gesant, jurée, etc., dist par sen sairement qu'ele vit Huart Willart qui tenoit a le fenestre de le maison Willaume un grant parchemin bien detors, qui crioit: 'Hahai, bonne gent, Raous li ahaniers m'a tray, desrobé, mourdri et desonneré, il m'a tolu, robé et deskiré le testament a le femme Yve le Merchier'; et ainsi que il crioit, il vit Raoul par derriere lui qui l'achiert par les espaulles et le saka ens le maison, et assés tost apres, si tost qu'il peut, il revint a le fenestre criant si comme dit est et disant apres Raoul que ele vit descendre et aler ent tout le pas: 'Hahai, bonne gent, veés le la, la u il s'en va, tenés le' et Raous qui estoit tous esperdus et esbahis disoit en basset aussi que se il ne peust parler: 'Ha, hardiaus, ha, hardiaus' par pluseurs fois, et dist que selonc sen contement, ele croit que un enfes l'eust bien tenu, s'il eust mis le main a lui, et dist encore que ele entroy le dit Huart dire: 'Hahai, li abbés d'Isle m'a tray, il disoit que il ne le voloït oir lire que entre lui et se sereur.' Requisite se ele vit le dit Raoul tirer ne sakier le dit parchemin du dit... Huart, dist que non. – Requisite se ele set qui en sache parler, dist que non, se n'est I valles Colart du Torch..., qu'ele ne set nommer, et autre choze n'en set, li requisite souffisaument.»

Meine Analyse beschränkt sich auf die Wörter (ohne Eigennamen), im Total 219. Den Kommentar reduziere ich auf das Allernotwendigste. In Klammern gebe ich jeweils die im *Discours* erscheinende Form an.

1. Gemeinsame Formen, die über die Dialektizität der Scripta nichts aussagen: 106 Wörter . . . . . = 48,4 %

Das Ergebnis *-en-* < lat. *in* stelle ich hierher, da über die Aussprache dieser Graphie nichts Sicheres ausgesagt werden kann.



## 2. Nichtpikardische Formen:

a) Formen, die in der Urkunde immer in nichtpikardischer Gestalt auftreten, die im Jahre 1310 aber dialektal wahrscheinlich schon existierten, z.B. *on* > *en*, *non* > *nen*; die Endung der 6. Person auf *-te*: *furent* (*fute*); Imperfekt Konj. *eussent*, *fussent* (*euche*, *fuchent*), usw.: 5 Wörter

b) Rein franzische Formen, z.B. *maison* (*moezon*), *mais* (*moai*, *mé*), *main* (*moain*), *bonne* (*boenne*), *encore* (*encoire*), *monstroït* (*moutroï*), *avec* (*aveu*), *jouer* (*juez*), *ainsi* (*ensin*), *nommer* (*lommer*), *valles* (*varlet*), *fenestre* (modernpik. *farnet*<sup>1</sup>, cf. ALF 549), *choze* (*coze*), die Graphie *c* < *c<sup>e</sup>, i* in *descendre*, *-irent*, *ces*, *c'*, *quesse la* (*qu'échou la*), *quelle* (*qué*), *lui* betont (*ly*), *estoiert* (*etien*), Perfektendung 6. Pers. *-erent*, *-irent* (*-itte*), das Verb *crier* (*huyé*), usw.: 32 Wörter. Total 37 Wörter . . . . . = 16,9 %

3. Dem Französischen und Pikardischen gemeinsame Formen, die in der Urkunde und im *Discours* gleich geschrieben sind, z.B. die Imperfekt- und Konditionalendung *-oit* (in der heutigen Ma. *-we* gesprochen), ferner die Perfektformen *dist*, *vit*, *respondi*, (*re*)*vint* (heute untergegangen), sowie einige phonetische Entwicklungen: 31 Wörter . . . . . = 14,2 %

## 4. Pikardische Formen:

a) Übereinstimmung von Urkunde und *Discours* in 30 Wörtern + 1 Altpikardismus (*demisele*): 31 Wörter

b) Formen, die im *Discours* gegenüber dem Lautstand der Urkunde einen sekundären Wandel durchgemacht haben, z.B. *venroit* (*varoi*), *ensanle* (*ensianne*), *un*, *une* (*en*, *enne*), *ele* (*ale*), *derriere* (*drière*), *hardiaus* (*hardau*), Fall des ausl. *-r* in *mateur* (*mayeu*), *leur* (*leu*), *sur* (*su*), eventuell auch der Konjugationswechsel *parler* > *parli*<sup>1</sup>, usw.: 14 Wörter. Total 45 Wörter . . . = 20,5 %

Es stellt sich die Frage, in welcher Kategorie man Gruppe 3 mitzählen will. Schlüssig sind diese Wörter für die Bestimmung der Dialektizität der Scripta nicht; man könnte sie sowohl zur 1. wie

<sup>1</sup> Die 6. Person des Perfekts lautet im *Discours* für alle Konjugationen analogisch auf *-itte* aus, z.B. *y queminchille* 'ils commencerent'; die Urkundenscripta kennt nur die Endungen *-erent*, *-irent*. Diese habe ich als nichtpikardisch in die Gruppe 2b eingereiht.

zur 4. Gruppe stellen. Wie dem auch sei, stehen 45, im schlechtesten Fall 31, eindeutig pikardische Wörter 37 nichtpikardischen Wörtern gegenüber. Das Verhältnis ist also um einiges günstiger als fürs Wallonische (26:71), wenn auch der Prozentsatz der sicher pikardischen Wörter im Verhältnis zur Gesamtzahl der Erscheinungen nur 20,5 %, d. h. wenig mehr als die von R. fürs Wallonische ermittelten 15,9 %, beträgt. Betrachtet man hingegen die Zahl der Wörter, die ihrer Form nach «prospektiv» als französisch gelten können, so erhält man rund 180 auf insgesamt 219 Wörter, d. h. 82 % (77 % bei Remacle).

Die mit der kulturellen Bedeutung des Landes zusammenhängende solidere Schreibtradition der pikardischen Scripta erklärt ihre, gegenüber der altwallonischen, dialektalere Färbung. Grundsätzlich vermag jedoch dieses Resultat die Richtigkeit der Erkenntnisse Remacles nicht zu erschüttern. Auch die pikardische Scripta ist ein hybrides, auf einem allgemein-französischen Grund gewachsenes Gebilde, in dem das Dialektale nur bis zu einem gewissen Grad durchschimmert. Einzig das Argument, daß auch die pikardischen Autoren und Schreiber eigentlich französisch schreiben wollten und sich die Pikardismen nur irrtümlich in ihre Scripta einschlichen, möchte ich auf Grund des weiter oben Gesagten bezweifeln. Der Beweis, daß man von einem «altpikardischen Dialekt» auf Grund der Schriftdenkmäler nicht sprechen darf, ist hingegen erbracht.

Im Kapitel «Conclusions générales» zieht R. die Schlüsse aus den Ergebnissen der beiden ersten Kapitel. Er setzt sich in temperamentvoller Weise mit den traditionellen Ansichten über das Wesen der sogenannten «Dialektliteratur» des Mittelalters auseinander. Es würde zu weit führen, wollte ich die ganze Debatte hier nachzeichnen. Der Leser gestatte mir deshalb, mich auf die Titel, die oft genügen, um bereits Gesagtes in Erinnerung zu rufen und die an sich schon einen Begriff vom außerordentlichen Ideenreichtum dieses Werkes geben, zu beschränken und sie, wenn nötig, kurz zu kommentieren. – 1. La segmentation dialectale dans le nord-est de la Gaule (p. 141). – 2. La scripta de Wallonie n'est pas du wallon pur (p. 144). – 3. Les doubles formes (p. 147): Die Doppelformen, die jeden Leser mittelalterlicher Texte frappieren – gelegentlich tritt dasselbe Wort im gleichen Text nicht nur in zwei, sondern in drei bis vier verschiedenen Graphien auf –, sind ein Symptom der hybriden (composite) Natur der Scripta. – 4. Un argument illusoire (p. 150): R. wendet sich gegen das «Dialektalisieren» der Scripta, wie es von verschiedener Seite vorgeschlagen wurde. Ich möchte beifügen, daß das Vorgehen gewisser Herausgeber altpikardischer Werke, die den Text «normalisierten», bzw. pikardisierten, ebenso

unerlaubt ist<sup>1</sup>. – 5. L'origine de la langue écrite (p. 152): R. gesteht hier erneut der wallonischen Scripta einen regionalen Charakter zu. Das in der Wallonie im Mittelalter geschriebene Französisch unterscheidet sich durch eine Anzahl origineller Merkmale; manche von diesen stimmen aber nicht mit den Merkmalen des gesprochenen Dialekts überein. – 6. La scripta, patois normalisé (p. 157): R. wendet sich vor allem gegen die Ansicht Valkhoffs (*Mélanges Haust*, p. 392), wonach die Scripta eine für allgemeines Verständnis normalisierte Mundart sei. «A mon avis, aussi longtemps qu'on n'aura pas montré sur le vif, par l'analyse d'une scripta localisée, la méthode suivie pour normaliser un patois, nous aurons le droit de tenir l'opération supposée pour une simple vue de l'esprit.» – 7. L'attraction de Paris (p. 158): Der Behauptung, der Einfluß von Paris und des Französischen im allgemeinen sei im Mittelalter relativ schwach gewesen, stellt R. die Tatsache einer französisch-wallonischen Scripta entgegen. Wenn ich für das Pikardische ebensowenig an eine Normalisierung der Mundart glaube, so ist die Tatsache einer kräftigen pikardischen Schreibtradition, die bei aller Hybridität sich eben doch der französischen Schreibtradition entgegenstellt und fähig ist, diese zu beeinflussen, nicht wegzuleugnen. Daß es solche Schreibtraditionen gab, die wechselseitig aufeinander wirkten und mittelbar auch von dialektalen Gliederungen zeugen, glaube ich mit genügender Klarheit in meiner Arbeit *Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters* (Biel 1942) dargetan zu haben. – 8. L'influence francienne ou centrale (p. 160). – 9. L'apparition du mot 'français' en Wallonie (p. 162). – 10. L'ordonnance de Villers-Cotterets (p. 164). – 11. La continuité de la tradition française (p. 166): Die Kontinuität einer französischen Scripta in Lüttich scheint seit dem 13. Jahrhundert gesichert. Der Weg von der regionalen Scripta zur heutigen französischen Schriftsprache Belgiens geht ohne Unterbruch von 1200 bis heute; die wallonische Mundart als solche entwickelt sich parallel und erscheint um 1600 in der Dialektliteratur. Es ist also nicht so, daß das Französische etwa um 1400 herum das Wallonische als Schriftsprache abgelöst hätte. Ob die Erkenntnis dieser Parallelität auf die anderen Gebiete der langue d'oïl verallgemeinert werden darf, bleibt abzuklären. Sie scheint mir aber jedenfalls eines der wichtigsten Ergebnisse dieses Buches zu sein. – 12. La continuité de la tradition patoise (p. 172): R. betont wiederum die Forderung nach sauberen Definitionen und Begriffen: hier Mundart, dort Scripta. «Comment se représenter que les patois soient le reste des scriptae déchues? Je n'hésite pas à le déclarer d'emblée: à mes yeux, – et pour ce qui concerne le domaine

<sup>1</sup> Cf. hierzu: *Petite grammaire de l'ancien picard*, p. 32–33.

wallon, – cette déchéance est un mythe.» – 13. Les deux traditions (p. 177): Graphische Darstellung der oben angedeuteten Parallelentwicklung. – 14. Les deux sens du mot 'dialecte' (p. 178) und 15. L'importance des distinctions proposées (p. 180): R. wiederholt seinen Vorschlag, die altfranzösischen Scriptae mit «ancien-français picard, lorrain, liégeois» usw. zu bezeichnen und nicht den Begriff «Dialekt» zu brauchen. Es handelt sich um zwei verschiedene Dinge, die auch verschieden benannt werden müssen. Ich halte diese Bezeichnungen für durchaus treffend und glücklich.

In einem Anhang analysiert R. Texte der Jahre 1493 und 1496 aus Malmédy, deren Sprache den stärksten wallonischen Einschlag aufweist, bevor im 17. Jahrhundert die eigentliche Mundartliteratur auftritt. Dennoch enthält auch diese Scripta viele französische und analogische Formen. R. nennt sie «franco-wallonne».

Ausgezeichnete Indices beschließen dieses Werk, von dem zu hoffen ist, daß es einen Wendepunkt im Studium der altfranzösischen Scriptae bedeute. Wenn das Experiment, das Remacle für das Altwallonische angestellt hat, einmal mit gleicher Sorgfalt von Fachleuten für jede Sprachlandschaft der langue d'oïl durchgeführt worden ist, wird man endlich den richtigen Blick für das Wesen der altfranzösischen Schriftsprache in ihren regionalen Varianten haben<sup>1</sup>.

Zürich

Carl Theodor Gosson

★

<sup>1</sup> Es ist vielleicht nicht unnötig, auf die germanistischen Scripta-Untersuchungen, so z.B. über die regionalen Urkundensprachen der deutschen Schweiz, hinzuweisen, von denen manche, gerade in der Behandlung des Verhältnisses von Schriftsprache und Mundart, methodisch beträchtlich über den meisten romanistischen Arbeiten dieser Art stehen. Nach den wegweisenden Studien von R. BRANDSTETTER (*Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart*, 1891; *Die Luzerner Kanzleisprache 1250–1600*, 1892) sind eine ganze Reihe von Untersuchungen vorgenommen worden, deren jüngste und zweifellos bedeutendste diejenige von BRUNO BOESCH, *Untersuchungen zur alemannischen Urkundensprache des 13. Jahrhunderts (Laut- und Formenlehre)*, Bern 1946, ist. Cf. besonders den Abschnitt «Orthographie und Sprache» (p. 52–68). Man wird bei der weiteren Erforschung der altfranzösischen Scriptae die methodischen Erkenntnisse dieses Werks, neben denjenigen Remacles, nicht übersehen dürfen.

G. DE POERCK, *La draperie médiévale en Flandre et en Artois*. I Technique et Terminologie. II Glossaire français. III Glossaire flamand. Brugge 1951.

Die vorliegende dreibändige Arbeit gründet sich auf eine ausgedehnte Lektüre mittelalterlicher Texte und Urkunden. Der erste Band bespricht das ausgedehnte Gebiet der ganzen Wollbearbeitung vom Rohprodukt über Spinnen, Weben, Walken, Färberei und Ausrüstung. Am Schlusse dieses ersten Teiles werden noch bestimmte Stoffnamen analysiert und auf ihre genaue Bedeutung hin untersucht. Die beiden Wörterbücher vereinigen die ganze Fülle des gesammelten Wortmaterials in alphabetischer Reihenfolge und bringen einen reichen Apparat von Verweisen und Erklärungen.

Jeder, der sich mit Berufssprachen schon befaßt hat, wird die Arbeit Poercks freudig begrüßen, ist es doch überaus schwierig, sich über alte Berufssprachen genau zu informieren. Hier tritt Verf. erfolgreich in die Lücke, brachte doch das genaue Studium der Texte verschiedene Ergänzungen und Berichtigungen zu den Angaben, die bisher fast ausschließlich aus Godefroy geschöpft werden mußten.

Es ist eine Eigentümlichkeit des Urkundenmaterials, daß wir auf diesem Wege vor allem mit Auswüchsen eines Berufsgebietes Bekanntschaft machen. So werden vor allem die schlechten Qualitäten von Wolle genau beschrieben und bezeichnet, Rohmaterialien also, die in einem guten Tuch nicht Verwendung finden durften. Es ist auch bezeichnend, daß vor allem mindere Stoffarten genau beschrieben und in ihrer Machart dargestellt werden. Offenbar entsprach es einem Bedürfnis, zum Schutze der guten Qualitäten alle einfacheren und weniger kostspieligen Stoffarten genau zu bestimmen.

So wird es uns auch nicht mehr verwundern, daß genaue webtechnische Angaben eher selten und lückenhaft sind. Es wird eben aus der ganzen Webereitechnik nur genannt, was im Handel von Bedeutung ist; alles andere sind Zufallserwähnungen. Es fragt sich nun, wie weit solche Lücken aus den Urkunden mit primitiven Techniken aus unserer Zeit ergänzt und erklärt werden können. Daß hier gewisse, wenn auch beschränkte Möglichkeiten bestehen, sei an einem Beispiel gezeigt. P. 75 s. beschreibt Verf. das etwas komplizierte System der Schäfte eines Webstuhls und deren Aufhängung. Aus den Urkunden erhellt vor allem, daß ein großer Unterschied besteht zwischen einer Webart mit zwei oder mit drei Tritten. Die technische Einzelheit scheint mir aber hier nicht ganz klar zutage zu treten. Nun fällt aber auf, daß in unsern Alpentälern auf den alten primitiven Webstühlen das Weben mit drei Tritten



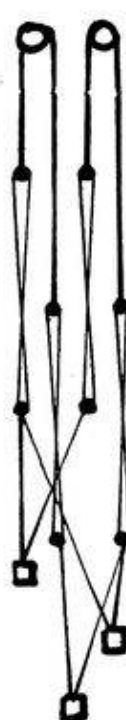
durchaus bekannt und üblich ist. Auch kennt jede Weberin die vielen reichern Möglichkeiten, die eine Einführung eines dritten Trittes bringt. Auf diese Weise wird nämlich der Drilch hergestellt. Es kann also an diesen alten Geräten die Entwicklung vom zweitrittigen Weben zum dreitrittigen Weben studiert werden. Dabei ist wichtig, daß dieser dritte Tritt keineswegs eine Vermehrung der Schäfte verursacht. Meistens bleiben die gewohnten vier Schäfte. Es stimmt, daß die Schäfte, wie dies Verf. dartut, an Rollen, die über den Schäften befestigt sind, aufgehängt sind. Die Tritte hingegen sind mit den Schäften direkt verbunden und nicht über eine Rolle, wie dies aus der Beschreibung p. 75 hervorzugehen scheint. Wenn beim Weben mit zwei Tritten der eine Tritt die Schäfte 1 und 3 senkt, so bedient der zweite Tritt die Schäfte 2 und 4. Wird nun ein dritter Tritt eingeführt, so betätigt dieser die Schäfte 1 und 4 oder eventuell 2 und 3, was technisch auf das gleiche herauskommt. Dadurch, daß die Schäfte über Rollen, manchmal auch nur über Querhölzer (Wippen), den beiden Schalen einer Waage vergleichbar, aufgehängt sind, ist eine solche Kombination möglich, ohne daß die Schäfte vermehrt werden. Die folgende schematische Zeichnung scheint mir das System deutlich zu illustrieren.



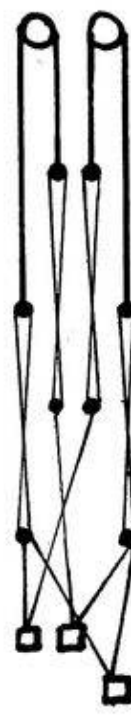
Ruhelage



Tritt 1



Tritt 2



Tritt 3

Ähnliche Feststellungen wären über das Gebiet des Zettelns zu machen, wo die primitiven Methoden unserer Alpentäler ziemlich genau dem entsprechen, was Verf. aus den Urkunden herausliest. Das heißt wohl, daß die konstruktive Arbeit Poercks durch die Beobachtungen bei unsern primitiven Weberinnen in ihrer Richtigkeit bestätigt werden. Ich verweise hier auf *RH 16*, A. Bodmer, *Spinnen und Weben im französischen und deutschen Wallis*.

Daß diese Vergleiche trotz der geographischen Distanz erlaubt sind, zeigt auch das Auftreten typischer Webereitermini in beiden Gebieten. In der Folge seien nur einige davon erwähnt.

*pesne*: Die Definition 2, 150, Nr. 674, 1<sup>o</sup> scheint mir nicht ganz das wiederzugeben, was in Bd. 1, p. 81, vom gleichen Begriff gesagt wird. Die Zettelstücke in den Schäften sind nicht eigentlich «*utilisable*» für das Weben, sondern dienen nur zum Aufziehen eines neuen Zettels. Sie beschleunigen und erleichtern diese Arbeit, weil man nur die neuen Fäden an die Stücke in den Schäften anknüpfen muß und sie so durch die Schäfte ziehen kann. So erhält man ohne weiteres das gewünschte Muster im geplanten Gewebe, ohne daß für jeden Faden überlegt werden muß, in welchen Schaft er eingezogen werden müsse. Cf. Bodmer, *op. cit.*, p. 64, 78, 115.

*feche*: 2, 86, Nr. 410, mit nicht ganz sicherer Bedeutung. Ich verweise auf Bodmer, p. 75, 78, wo für die Verlängerung des Zettelendes die Namen «*fišelšnuar*», «*fiželšnuar*» auftreten. Könnten die beiden Termini zu einem Etymon *FISCELLA* in der Bedeutung 'Bünde von Zettelfäden' gestellt werden, die auf dem Zettelrahmen abgebunden und dann abgenommen werden? Dies führt mich zu *gebont*: 3, 44, Nr. 185, das in Form und Bedeutung genau schwd. «*Gebund*» (Bodmer, p. 48) entspricht.

Diese Parallelen könnten noch vermehrt werden. Es lag mir nur daran, zu zeigen, wie in ganz speziellen Ausdrücken die beiden geographisch weit auseinanderliegenden Gebiete übereinstimmen. Dies führt doch wohl zum Schlusse, daß in beiden Gebieten weitgehend gleiche Technik verwendet wurde, die bei unsern Alpentälern aber stehenblieb, während sie in den Industriegebieten weiterentwickelt worden ist.

Es bleibt zu wünschen, daß auch weiterhin Urkunden in so musterhafter Weise auf einen ganz bestimmten Gesichtspunkt hin untersucht und die Materialien zusammengestellt und ausgewertet werden. Wenngleich die Webereisprache als alte Handelssprache sich besonders zu einer solchen Vertiefung eignete, wäre es vielleicht doch möglich, auch auf andern handwerklichen Gebieten auf ähnliche Weise die historische Grundlage einer Spezialsprache aufzuhellen.

St. Gallen

W. Egloff.

*Le Lai d'Aristote de Henri d'Andeli*, publ. d'après tous les manuscrits par MAURICE DELBOUILLE, Paris, Les Belles Lettres, 1951, in-8, 112 pages. (*Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège*. Fasc. CXXIII.)

On connaît cinq mss. du *Lai*: A, B.N. fr. 837; B, fr. 1593; C, n.a.fr. 1104; D, fr. 19152; E, Arsenal 3516, groupés ABC, D et E. Prenant D pour base, M. D. ne retient sa leçon que lorsqu'elle est confirmée soit par E, soit par ABC; il lui préfère celle de E chaque fois que celle-ci est appuyée par ABC. La leçon de D a été abandonnée ainsi en 182 endroits sur un ensemble de 579 vers. Dans ce match perpétuel à deux contre un, le vaincu apporte pourtant quelquefois des leçons fort honorables; un exemple au hasard: au v. 342, la leçon pleine d'ironie de D, *Bien ai employé mon estuide*, a dû céder devant ses adversaires réunis. Mais cela ne rimerait à rien de discuter le détail des résultats, puisqu'il s'agit d'un système délibérément choisi qu'on accepte ou qu'on rejette en bloc. D'ailleurs, en dépit du système (d'autant plus discutable ici que M. D. en a ruiné d'avance le principe en reconnaissant à D et E quelques fautes communes qui les apparentent), confessons que le texte publié n'est sans doute pas très différent de l'original et qu'il se lit fort agréablement. Les variantes, très soigneusement établies, permettent de retrouver la leçon de chaque ms. et la part qu'il prend au résultat final. (La var. de E au v. 444, toute suggestive qu'elle soit, est néanmoins incompréhensible, comme celle du même ms. au v. 542.)

L'importante et savante introduction comprend, outre l'étude de la tradition manuscrite, des chapitres sur la langue (*koinè* francopicarde) et les rimes (pour la plupart riches), sur la nature et la signification de l'œuvre (qui offrirait les aspects variés d'un lai courtois, d'un conte à rire, d'un «exemple» moral, d'une satire de la philosophie, et d'une pièce versée au débat par les chevaliers contre les clercs), sur les chansons insérées dans le *Lai* (trois rondeaux appartenant au groupe *C'est la jus*, et une chanson de toile, *Haï, cuens Guis, amis!*), sur le poète et son œuvre: l'activité littéraire d'Henri d'Andeli se situe entre 1220 et 1240 environ (*Bataille des vins*, après 1223; *Lai d'Aristote*, avant 1230, peut-être même avant 1225; *Dit du chancelier Philippe* et *Bataille des sept arts*, après 1236); sa physionomie est celle «d'un clerc-trouvère vivant, comme le fera Rutebeuf, dans l'ombre des grandes écoles de Paris». Enfin, M. D. étudie les différentes versions et les origines du conte. En Occident, deux textes sont à la source de la tradition: le *Lai* (d'où découlent la version d'Ulrich von Eschenbach et le poème moyen-haut-allemand) et un *exemplum* de Jacques de Vitry (d'où découlent

ceux d'Etienne de Bourbon, du recueil d'Arras, de Jean Herolt, de Jean Gobi, et la version flamande). Mais d'Henri ou de Jacques de Vitry, qui a la priorité? M. D. tranche en faveur d'Henri; ses arguments, moins de fait que de sens esthétique, me paraissent d'autant moins décisifs que le conte arabe, antérieur aux versions occidentales, offre une structure plus proche de l'*exemplum* que du *Lai*. Aristote, vieillard sans charmes, contrairement à la tradition orientale, serait devenu le héros de cette anecdote au début du XIII<sup>e</sup> siècle.

Le glossaire n'est pas toujours très satisfaisant. *Desroi*, v. 220, n'a pas le sens de «désarroï», mais de «fierté»: «je me suis bien aperçue de votre grande fierté, seigneur (= de votre mépris)». *Apresure*, v. 541, «habitude», ne met pas en relief l'opposition *apresure*: *nature* des v. 541-542. (Godefroy cite: *Cil qui vilains est de nature Ja n'iert courtois par apresure*.) Je comprends: «Ainsi le maître n'est pas responsable de sa propre faute, puisqu'elle ne tenait pas à (l'insuffisance de) ce qu'il avait appris, mais à (la puissance de) Nature.» Je me suis demandé un instant si l'on ne pourrait voir dans *sa mespresure* la faute d'Alexandre: Aristote, précepteur d'Alexandre, n'aurait eu aucune responsabilité dans la faute de son élève, puisqu'elle n'était pas due à un manque d'éducation, mais à Nature. Conclusion: les amours d'Alexandre n'auraient pas dû l'intéresser et il aurait eu tort de l'en blâmer. Henri d'Andeli le dit *in fine*: *Si puet on par cest dit aprendre C'on ne doit blasmer ne reprendre Les amantes ne les amanz, Puis qu'ele [Amors] a pooir et commanz Et force sor touz et sor totes Et desfait volentez totes Et trait a honor loz les faiz*; ou encore: *Henris ceste aventure fine, Si dit et demonstre en la fin C'on ne puet dessevrer cuer fin Ne oster de sa volenté, Puis qu'Amors l'a entalenté, Por enprisoner ne destraindre*. Mais cette interprétation rencontre de grandes difficultés dans les v. 516-538! De toute façon, le *Lai d'Aristote*, comme l'*exemplum* du chat de Salomon auquel il est fait allusion de façon très caractéristique aux v. 394-397, illustre tout entier cette constatation: *Mieux vaut nature que nourreture*, la nature est plus forte que le dressage. Rien ne sert donc de lui résister! *Veritez est, et ge le di, Qu'Amors vaint tout et tout vaincra Tant com cis siecles durera* (v. 577-579). On devine que cette conclusion ovidienne n'est pas celle des *exempla* sur le même sujet. Il eût valu la peine, me semble-t-il, de dégager, face aux *exempla* moroses, le côté «explosion de la nature» du *Lai d'Aristote*.

Neuchâtel (Suisse)

J. Rychner



ALFREDO SCHIAFFINI, *Momenti di storia della lingua italiana*. «Leonardo da Vinci» – Editrice, Bari [1950].

Alfredo Schiaffini, der mit seinen *Testi fiorentini* (1926), mit dem Buche *Tradizione e poesia nella prosa d'arte italiana dalla latinità medievale a G. Boccaccio* (1934) und andern Untersuchungen<sup>1</sup> Wesentliches zur Aufhellung der ältesten Geschichte der italienischen Schriftsprache und des literarischen Stils beigetragen hat, vereinigt in dem vorliegenden Büchlein einige bereits veröffentlichte, aber zum Teil umgearbeitete, gehaltvolle Aufsätze, die als Bausteine einer kulturhistorisch fundierten Geschichte des Italienischen anzusehen sind. Kernstücke sind *La prima elaborazione della forma poetica italiana* und *Aspetti della crisi linguistica italiana del Settecento*. Dazu gesellen sich Studien über die stilistische Feinarbeit Petrarcas, wie sie der mehrfach edierte vatikanische Autograph des Dichters ermöglicht, und über die Entstehung der italienischen Kunstprosa. Als Beigaben, die der einheitlichen Konzeption des Buches abträglich sind, wirken Auseinandersetzungen mit den sprachphilosophischen Auffassungen von Trabalza und mit dem Problem der sprachlichen Entlehnung. Die Aufsätze Schiaffinis zeichnen sich durch ihre konzentrierte, knappe Sachlichkeit aus, die den gegenwärtigen Stand der Forschung aufs sorgfältigste berücksichtigt und dabei kaum verrät, wie weit der Verfasser selbst in geduldiger Kleinarbeit die Wissenschaft gefördert hat.

In ID 5 (1929), 2 schreibt Schiaffini: «... dirò subito che la via per la ricerca che conduca a risultati solidi la preparerà solo l'Atlante linguistico, che, però, se serve a qualcosa l'esperienza dell'ALF, non sdegherà certo, esigerà anzi il conforto, e talora più del conforto, di uno spoglio prudente e paziente dei testi, di ricerche storico-culturali molto sottili.» Dem wird jeder Einsichtige zustimmen. Niemand wird die Notwendigkeit einer das Gewicht jedes

<sup>1</sup> Es sei hier besonders hingewiesen auf die in der *Italia dialettale* 4 und 5 veröffentlichten, reich dokumentierten Untersuchungen über den Einfluß der mittel- und süditalienischen Mundarten auf das Toskanische und auf die italienische Literatursprache (*Il perugino trecentesco* und *L'imperfetto e condizionale in -ia dalla Scuola poetica siciliana al definitivo costituirsi della lingua nazionale*). Vgl. auch den anders orientierten Aufsatz über *Le origini dell'italiano letterario e la soluzione manzoniana del problema della lingua dopo G. I. Ascoli* (ID 5, 129–171), der in bedeutend kürzerer und der besonders Gelegenheit angepaßter Form in der *Sillogie linguistica dedicata alla memoria di G. I. Ascoli...*, Torino 1929, p. 333–348. erschienen ist.

historischen Beleges sorgfältig abwägenden Betrachtungsweise leugnen. Auf der andern Seite vermag aber die sprachgeographische oder, wie ich lieber verallgemeinernd sagen möchte, die linguistisch vergleichende Methode Erkenntnisse zu vermitteln, die der philologischen versagt bleiben. Ein Beispiel: Es gilt als allgemein anerkannte Tatsache (cf. unter anderem Schiaffini, *Momenti*, p. 21), daß das Altsizilianische die Diphthongierung von vulgärlat. *ɛ* und *o* nicht gekannt hat. Wie erklärt sich aber die aus den Karten des AIS abzulesende und auch von Rohlfs, *Hist. Grammatik der italienischen Sprache* I, 178 und 206, festgestellte Tatsache, daß heute gerade die konservativeren Mundarten Siziliens, wozu diejenigen des Innern und des äußersten Südens gehören<sup>1</sup>, die beiden Vokale vor *i* und *u* diphthongieren und darin mit dem nicht neu romanisierten Teil Süditaliens übereinstimmen? Doch wohl nur durch die Annahme, daß die genannten sizilianischen Gebiete eine alte volkstümliche Unterschicht darstellen, die den Einflüssen der im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entstandenen sizilianischen Kultur- und Schriftsprache weniger zugänglich gewesen ist als die peripherischen Gebiete und der Westen. Diese Auffassung widerspricht der Vorstellung keineswegs, die sich Schiaffini und manche seiner Vorgänger von der altsizilianischen Schriftsprache und ihrer Entstehung machen; aber sie liefert ihr die Folie der alten mundartlichen Sprachgestaltung. Sie läßt auch erkennen, daß die altromanische Volkssprache Siziliens durch die sich folgenden Invasionen und Neubesiedlungen nicht so vollständig ausgelöscht oder verwässert wurde, wie es manche Forscher wahr haben wollen.

Man sieht, daß sich die beiden Betrachtungsarten aufs glücklichste ergänzen. Möchte es Schiaffini gelingen, als Krönung eindringender Einzeluntersuchungen jene zusammenfassende kulturgeschichtlich und literarhistorisch unterbaute Geschichte der italienischen Schriftsprache zu schreiben, die ihm vorschwebt und die sich den rein linguistisch gedachten Gesamtdarstellungen von Meyer-Lübke und von Rohlfs würdig an die Seite stellen würde.

Bern

K. Jaberg

★

<sup>1</sup> Es handelt sich um die P. 826, 844, 845, 846 und 896 des AIS. P. 873 kennt die bedingte Diphthongierung, aber führt sie nicht konsequent durch. Genauer, insbesondere auch über die nicht diphthongierenden und die unbedingt diphthongierenden Orte in der bemerkenswerten Darstellung der Schicksale von *ɛ* und *o* bei ROHLFS.

*Neuerscheinungen zur Geschichte der italienischen Schriftsprache.*

A. CASTELLANI, *Nuovi Testi fiorentini del Duecento. Introduzione e trattazione linguistica*. Autori classici e documenti di lingua pubbl. dall'Accademia della Crusca. Firenze Sansoni 1951.

GIANFRANCO FOLENA, *La crisi linguistica del Quattrocento e l'«Arcadia» di I. Sannazaro*. Bibl. dell'«Archivum Romanicum», fondata da G. Bertoni. Serie II: Linguistica, vol. 26°. Firenze Leo S. Olschki 1952.

FREDI CHIAPPELLI, *Studi sul linguaggio del Machiavelli*. Biblioteca del Saggiatore, dir. da G. Pasquali. Vol. 7. Firenze Le Monnier 1952.

Seit einigen Jahren beginnt die italienische Linguistik sich wieder intensiv mit den Problemen der Schriftsprache zu beschäftigen, Problemen, die während Jahrzehnten ziemlich stiefmütterlich beachtet worden waren.

Arrigo Castellani, der unsern Lesern bereits in *VRom.* 10, 298, vorgestellt worden ist, hat nun den ersten Band seines damals angekündigten Corpus der altflorentinischen Prosatexte herausgegeben. Der zweite Band, der die Texte enthalten soll, wird in nicht allzuferner Zeit erscheinen. Die «Nuovi Testi» fügen sich organisch an die bekannten Texte von Schiaffini an. In der Einleitung stellt der Verfasser ein *Lessico dugentesco fiorentino* in Aussicht, als Grundlage eines späteren historischen Wörterbuches der italienischen Sprache. Auf p. 6 ss. analysiert C. die Entwicklung der mittelalterlichen kaufmännischen Buchhaltung vom einfachen Notizheft bis zur doppelten Buchhaltung.

Der Hauptteil des 160 Seiten starken Bandes ist jedoch einer sorgfältigen, durch reiches Belegmaterial gestützten Darstellung des florentinischen Dialektes im 13. Jahrhundert gewidmet. Damit und mit den Untersuchungen von Schiaffini sind nun erstmals die sicheren Grundlagen gelegt, die es einmal erlauben werden, die Sprache Dantes oder Boccaccios kritisch zu betrachten.

Am wertvollsten erscheint das zweite Kapitel. Hier wird zum erstenmal an Hand von genau datierten und lokalisierten Belegen eine ma. Dialektgeographie der Toscana im Mittelalter gegeben. Sehr schön wird besonders der Gegensatz zwischen der westlichen Gruppe (Pisa, Lucca, Pistoia) und der östlichen Gruppe (Arezzo, Cortona) sowie die dialektale Sonderstellung von Florenz herausgearbeitet. Diese Ausführungen werden begleitet von einer sehr reichen Bibliographie der ältern nichtflorentinischen Sprachdenkmäler der Toscana.

Das dritte Kapitel behandelt lautliche und morphologische Züge des Altflorentinischen, die in der Schriftsprache nicht mehr erhalten sind. Es sind dies hauptsächlich: 1. Wandel von vort. *en* > *an*: *sanatore*, *danari*, *sanese*). Merkwürdig, daß Cast. hier auch afl. *sanza* einreicht. Ich sehe darin keine toscanische Lautentwicklung, sondern Entlehnung aus fr. *sans*. Zu *danari* stellt C. fest, daß diese Form um die Mitte des 13. Jahrhunderts *denari* verdrängt. Im Decameron ist *denari* jedoch noch durchaus die vorherrschende Form, ebenso im Ameto.

2. Synkope in der Gruppe Verschlußlaut (oder labiodentale Spirans) + Vokal + R (*comprare*, *offrire*). Hier schließt C. auch die ausführliche Besprechung der synkopierten Formen des Futurums und Konditionals an (*avrò*, *avrei-averò*, *avrei*). Richtiger wäre wohl gewesen, diese Erscheinung zusammen zu besprechen mit der Entwicklung von *-er-* in der Toscana.

Äußerst wichtig sind dann (p. 68) die Tabellen über die Auslautformen der 2. Person Sg. Präsens (*tu parle*, aber *tu apprendi*): Gegen Ende des 13. Jahrhunderts beginnen die Beispiele mit ausl. *-e* zu verschwinden. P. 75 ss. greift C. das dornige Problem der italienischen Hiatusvokale wieder auf. Bekanntlich besteht im Toscan. ein Unterschied zwischen diphtong. Formen: *miei*, *tuoi*, *suoi*; *i buoi* und undiphtongischen Formen, bei denen der Vokal sich zu *i*, bzw. *u* geschlossen hat. Rohlfs hatte in seiner historischen Grammatik (§§ 71, 88 und 110) den Unterschied darauf zurückgeführt, daß nur vor folgendem *i* der Diphtong erhalten blieb, daß also *mio* auf älteres \**mieo* zurückgeht. C. versucht zu zeigen, daß *mio* auf direktem Wege durch Vokaldifferenzierung aus *meu* entstanden ist, und belegt dies mit einer Reihe von Beispielen für *mio*, *Dio* usw. in Texten, die sonst die Diphtongierung nicht kennen.

Die Erklärung von C. dürfte das Richtige treffen. Schon F. Hansen (*Gramática Histórica de la Lengua Castellana*, § 81) hat mit guten Gründen für das Spanische die Existenz diphtongierender Zwischenformen \**mieo*, \**tuoo* abgelehnt. Beide italienische Formen, *miei* und *mio*, gehen auf dasselbe Gesetz der vokalischen Differenzierung zurück und setzen zunächst eine vlt. Form \**mēi*, \**mēu* voraus. In der Regel weicht nun der 1. Vokal des Hiatus aus in der Richtung auf eine der beiden äußersten Schließungsstufen *i* und *u* (*mēu* > *mio*). Dies ist jedoch nicht möglich, wenn im zweiten Vokal des Hiatus die Stufe *i* bereits vorkommt. In diesem Falle erfolgt eine rückläufige Differenzierung *mēi* > *mēi*, mit späterer Diphtongierung.

Im 7. Abschnitt behandelt C. ausführlich die schon mehrfach untersuchte Entwicklung der Gruppen von zwei unbetonten Pronomina. Es gelingt ihm dabei, die bekannte Studie von A. Lom-



bard in mehreren Punkten zu ergänzen und zu berichtigen. Ich greife aus der außerordentlich sorgfältigen Darstellung Castellani nur einen Punkt heraus, um den Rahmen dieser Rezension nicht zu überschreiten: Bekanntlich vollzieht sich in Florenz in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts der Übergang von der Pronomengruppe Akkusativ + Dativ zur Folge Dativ + Akkusativ (*lo mi > me lo*). Da die zu erwartende Form *mi lo* in Florenz sozusagen nicht bezeugt ist, folgert C., daß die ganze Gruppe übernommen wurde aus einer benachbarten Mundart, vermutlich Pisa, Lucca oder Siena, wo diese Reihenfolge seit den ältesten Texten erscheint. Jedoch auch in Pisa sprechen lautliche Erwägungen dafür, daß die Folge *MIHI ILLUM* nicht ursprünglich ist. C. nimmt hier eine eventuelle Entlehnung aus norditalienischen (piemontesischen?) Dialekten an. Es scheint dem Rez., daß hier eine große Schwierigkeit bestehen bleibt: im Französischen und Provenzalischen tritt *MIHI ILLUM* rund 100–150 Jahre später auf als in Italien. Aus sprachgeographischen Überlegungen möchte man eher annehmen, daß *MIHI ILLUM* für das ganze Gebiet südlich der Apenninen die ursprüngliche Form darstellt; daß von Frankreich her quer durch Oberitalien *ILLUM MIHI* vorgedrungen ist und sich in jenem typischen Einfallstor oberitalienischer Formen (Florenz, Umbrien) über die alte Pronominalgruppe überschoben hat.

Die überragende Bedeutung des schmalen Bandes liegt m. E. darin, daß hier zum erstenmal mit unanfechtbaren, genau datierten Archivmaterialien der Beweis angetreten wird, daß die florentinische Sprache vor Dante in wesentlichen Punkten noch übereinstimmt mit einer alttoscanischen Evolutionsphase, die uns heute in den konservativeren Randgebieten von Arezzo, Cortona und Siena noch erhalten ist. C. zeigt an Hand von fast lückenlosen Belegreihen, wie der Einsturz dieser alttoscanischen Schicht in Florenz zwischen 1270 und 1290 erfolgt ist. Damit erhält aber die so lange, so heftig und mit so vagen Argumenten geführte Kontroverse um die Entstehung der italienischen Schriftsprache plötzlich ein sehr reales Fundament. Die scharfe Absetzung des Florentinischen vom Gesamttoscanischen erfolgt fast gleichzeitig mit dem wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg der Arnostadt. In Dante treffen die konvergierenden Linien der verschiedenen literarischen Sprachströmungen Italiens zusammen mit der kräftig sich entfaltenden neuen Kommunalssprache von Florenz.

Einen sehr wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Sprache des Quattrocento liefert die Untersuchung von **Folena** über die Sprache Sannazaros. Aus dem Vergleich des Cod. Vat. 3202 (Autograph, kurz nach 1485) und der definitiven Druckausgabe Summonte

(1504) ist es F. gelungen, durch eine feinsinnige Interpretation die langsame Kristallisation des schriftsprachlichen Ideals in allen Einzelheiten festzuhalten. V (Cod. Vat.) weist noch zahlreiche neapolitanische Dialektalismen auf: Umlautformen wie *quillo, quilli; belizze; pili*, wo in S (Ediz. Summonte) bereits *bellezze, quello, peli* zu finden ist; *vencere, lengue*, gegen S *vincere, lingue*; *longo, ongnie, onto*, gegen S *lungo, unghie, unto*; Schwanken zwischen *cantaremo* und *canteremo*; *defendere, senestro* u. ä., gegen S: *difendere, sinistro*; *putute, cussi*, gegen S: *potute, cosi*; *brazza, trezze*, gegen S: *braccia, treccie*; *versaglio, vasi*, gegen S: *bersaglio, basci*.

Auch die Morphologie bietet zahlreiche charakteristische Verbesserungen. In V finden sich zahlreiche echte und künstlich neu gebildete Plurale auf -ora: *ormora, falora, costumora* usw. In der Verbalflexion: *andamo, cantamo*, gegen S: *andiamo*.

Sehr schön hat F. die teils richtigen, teils falschen Reaktionen seines Autors gegen allzustark empfundene Dialektalismen herausgearbeitet. So, um nur ein Beispiel aus vielen herauszugreifen, *novoli* und *nuovoli*, gegen S: *nuvoli*.

Auf mustergültige Weise hat Folena den Aufbau des Wortschatzes bei Sannazaro analysiert. Der mächtige Einbruch des Lateinischen in die poetische Sprache wird an zahlreichen Beispielen untersucht, soweit dies möglich war; oft führt uns F. zur Quelle, aus der sein Autor geschöpft hat. Man wird es Folena besonders danken, daß er den nicht leichten Versuch unternommen hat, die Latinismen in zwei Gruppen zu sondern: 1. Wörter, welche sich direkt auf die klassischen Lektüren Sannazaros zurückführen lassen. 2. Latinismen, welche S. aus der latinisierenden Sprache der Frührenaissance, vor allem Petrarca, übernommen hat.

Die Eigenart der Studie Folenas liegt in der vollständigen Durchdringung von schärfster wissenschaftlicher Akribie und feinem künstlerischem Sprachempfinden. Man möchte wünschen, daß dieses Beispiel in der italienischen Philologie Schule machte.

Eine eingehende Darstellung der Sprache Machiavellis war schon lange ein Desideratum der romanischen Philologie. Machiavelli steht auf der Grenze zwischen Quattrocento und Cinquecento. Neben Guicciardini ist er die letzte reine Verkörperung eines italienischen Sprachideals, das sich gegen die Klassik Petrarca wendet und seine Kraft ausschließlich aus Florenz bezieht. Wenn auch dieser florentinische Typus der Schriftsprache noch später auftritt (B. Cellini, Fil. Sassetti), so entspringt er bei diesen beiden letzteren Autoren doch nicht mehr einem bewußten Streben nach einer Form, sondern eher einer gewissen Passivität gegenüber bereits allgemein anerkannten festen Normen.

Wie Sannazaro unterliegt aber auch Machiavelli dem Einfluß des «parlare ornato». Nur geht es bei Machiavelli nicht um das ästhetische Problem der Eingliederung des lateinischen bukolischen Wortschatzes in die italienische Sprache; vielmehr ist es das rein intellektuelle Bedürfnis des Staatsmanns und Historikers, des Kommentators des Titus Livius, die zeitlosen, gültigen Erkenntnisse der römischen Historiographie fugenlos zu verbinden mit seiner Betrachtung der brennenden Tagesprobleme.

Die Geschichtsdialektik Machiavellis, deren wesentliche Merkmale Chiappelli weiterhin beschreibt, lebt nicht zuletzt von dem scharfen Gegensatz zwischen vulgärflorentinischer Sprachform und lateinischem Lexikon, lateinischer Syntax. Noch viel ausgesprochener tritt uns dieser Gegensatz entgegen in dem Werk eines Vorläufers, den *Istorie Fiorentine* des Giovanni Cavalcanti (abgeschlossen 1452). Man lese z.B. nach (Libro VI, cap. XX): *Partito messer Antonio molto adirato, e ritornato a Siena, con empito grandissimo rapportò al popolo di Siena quanto era stato menato per beffe; del quale beffamento, non tanto per lui, quanto per lo sprezzamento del popolo di Siena, il reputava a ingiuria. A questo così velenoso rapportamento tutto il popolo di Siena ci gridava morte addosso; e l'arrabbiata plebe gridava: Che facciamo? che diciamo? perchè perdiamo noi tanto tempo a vendicare le non colpevoli ingiurie, le quali sono indubitativi segni della nostra tristizia? Con molti altri odievoli sermoni gridava l'arrabbiata gente: ma, dall'altro lato gli stimati cittadini, posto che molto dubitassero che questa cosa non potesse sostenere la bestiale turba, con melliflue parole temperavano la furia e l'ira di quella arrabbiata gente;...*

Nun ist Giov. Cavalcanti natürlich nicht Machiavelli: schwerfällige Wiederholungen, unglückliche Satzgebilde und vor allem jener Mangel an scharfen, präzisen, dilemmatischen Formulierungen lassen ihn in den Hintergrund treten. Trotzdem entdecken wir in diesem kurzen Stück schon eine ganze Reihe der Stilmittel, die bei Mach. später wieder auftauchen: die antithetische Konstruktion: *non tanto... quanto...; l'arrabbiata plebe gridava... gli stimati cittadini temperavano...*; der rhetorische Gebrauch der direkten Rede; die bewußte Auswahl lateinischer Adjektive (*melliflue*); die regelmäßige Voranstellung des epithetischen Adjektives (*le non colpevoli ingiurie, indubitativi segni, melliflue parole*).

Im Gegensatz zu Folena hat Chiappelli nicht versucht, den Text innerhalb der zeitgenössischen florentinischen Historiographie sprachlich und stilistisch zu situieren. Da Chiappelli eine Reihe sehr schöner und feinsinniger Beobachtungen gelungen sind, bedauert man insbesondere, daß der große Zeitgenosse und Geschichtsschreiber Guicciardini nicht herangezogen wurde.

P. 20 unterscheidet Chiappelli vier Sprachschichten: *fiorentino boccaccesco*, *fiorentino borghese*, *corretto*, *fiorentino plebeo* und *fiorentino plebeo trascurato*. Niemand wird dem Verf. das Recht zu einer solchen Einteilung absprechen können, aber... was ist «*corretto*», «*plebeo*», «*trascurato*»? Der Verfasser ist Florentiner und verfügt über ein feines Einfühlungsvermögen in die Nuancen der sozialen Schichtung seiner Muttersprache; es erscheint dem Rez. jedoch unstatthaft, dieses heutige Konzept a priori auf das Jahr 1513 zu übertragen. Wenn die besten Autoren jener Zeit, hervorragende Staatsmänner und Schriftsteller, regelmäßig die von Mach. verwendete Form gebrauchen, darf man wohl kaum von *fiorentino plebeo* sprechen.

Einige Beispiele:

Ausdrücklich als *fior. plebeo* bezeichnet Ch. folgende Formen: *avessino*, *tenessino*; *intendessono*, *permetlessono*.

Boccaccio, Ameto: 14mal Typus *volessero*: 6mal Typus *volessono*;

Boccaccio, Decameron: 47 *volessero*: 9 *volessono*;

Rinaldo degli Albizzi: 0 *volessero*: 34 *potesseno* und *potessino*;

Guicciardini: 0 *volessero*: 32 *potessino*.

(Die Beispiele sind aus jeweils ungefähr gleichgroßen Abschnitten der betr. Werke ausgezählt worden.)

Ähnliches gilt für die Formen der 6. Pers. Präs. Ind.: Chiappelli stellt folgende Abstufung auf:

*fior. collo*: *comandano*, *pigliano*, *ruinano*; *godono*, *perdono*, *pongono*;

*fior. popolare*: *costono*, *mancono*, *mutono*;

*fior. plebeo trascurato*: *credano*, *tengano*, *veggano* (Ind.!).

Ich gehe mit Ch. einig, wenn er den dritten Typus dem *fior. plebeo* zuweist. Der einzige Autor, der ihn fast regelmäßig verwendet, ist der Volksprediger Savonarola. Immerhin finden wir ihn mit ziemlicher Häufigkeit bei A. F. Doni (dem man den *trascurato* zwar ohne weiteres glaubt), bei Vasari, beim Kard. Bibbiena, bei Vespasiano da Bisticci usw.

Der Typus *costono* taucht dagegen seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts immer wieder auf, allerdings ohne je das Übergewicht zu gewinnen.

Sehr dankbar sind wir dem Verf. für die zahlreichen Hinweise auf die Syntax des beginnenden Cinquecento. Auch hier hätte sich jedoch ein Hinweis auf Guicciardini gelohnt.

Eingehend schildert dann Ch. die Konkretisierung der politischen Terminologie bei Macchiavelli. Ausdrücke wie *stato*, *spegnere*, *occasione* werden immer mehr auf ganz bestimmte Daseins- und Entwicklungsformen des weltpolitischen Geschehens bezogen.

Besonders geglückt erscheint dem Rez. das letzte Kapitel, wo C.



zeigt, wie die gewollt technische, unpersönliche Form des politischen Traktates immer wieder durchbrochen wird durch affektische Formulierungen, durch persönliche Anteilnahme nicht am Geschick des Staates an sich, sondern an der überragenden Gestalt des Cesare Borgia. Mit den beiden Spezialuntersuchungen von Folena und Chiappelli hat die italienische Philologie wieder einen großen Schritt getan gegen ein Ziel, das vorderhand noch in weiter Ferne liegt: eine kritische historische Syntax der italienischen Schriftsprache.

K. Huber

★

BRUNO MIGLIORINI-GIANFRANCO FOLENA, *Testi non toscani del Trecento*. Istituto di Filologia Romanza dell'Università di Roma. Testi e Manuali, n° 38. XI + 106 p. Modena, Soc. Tipografica Modenese 1952.

Die vorliegende Anthologie schließt eine schon lange empfundene Lücke in der Reihe der Sammlungen altitalienischer Übungstexte. Die bisherigen Sammlungen gingen vom Prinzip aus, die ältesten italienischen Sprachdenkmäler wiederzugeben (Monaci, Frascino, Ugolini, Monteverdi) oder die dialektale Vielfalt Italiens an Hand von alten Texten zu illustrieren (v. Wartburg). Die Herausgeber unserer Anthologie gehen einen anderen Weg. Es ist ihnen daran gelegen, die Entwicklung der italienischen Kanzleisprache in den verschiedenen Zentren des Mittelalters zu verfolgen, die Eingliederung der zahlreichen Dialekte in übergeordnete Regionalsprachen darzutun. Ein zweiter Band, *Quattrocento*, soll dann das langsame Aufgehen dieser Regionalsprachen in einer Nationalsprache zeigen. Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise die zahlreichen lexikologischen, lautlichen, morphologischen und syntaktischen Probleme zu behandeln, die diese Texte in sich bergen. Es kommt noch dazu, daß die ausgewählten 72 Texte ein prachtvolles Lesebuch zur italienischen Kulturgeschichte des Trecento darstellen. Wir greifen aus dem Inhalt heraus: Entstehung der italienischen Kommune (Bologna 1302, Sassari 1313, Perugia 1342, usw.); Gerichtswesen (Mazzorbo 1307, Lio Mazor 1312) Steuern und Zölle (Palermo 1320, Perugia 1342, 1379, wo bereits das *«livero de Dante»* neben Baumwolle, Salz, Waffen usw. als gesonderte Zolltarifposition erscheint), der erschütternde Abschiedsbrief eines zum Tode Verurteilten (Ceccano b. Frosinone 1352), Instruktionen an den genuesischen Gesandten in Cypern (1320), Zunftordnungen (Gubbio, Arte dei fabbri 1346–1357, Corneto b. Viterbo,

Arte degli ortolani 1379); Sitten und Kleidermandate (Bologna 1394); Statuten der religiösen Bruderschaften (zahlreich); Staatsverträge (Ancona und Venedig 1345, Genua und Ungarn 1352, Genua und der Khan der Krim 1381), Privatbriefe einfacher Mönche und großer Herren, Inventare, Zauberformeln. Auch von diesem geistesgeschichtlichen Standpunkt aus möchte man dem Buche weiteste Verbreitung wünschen. Besonders für Seminarübungen dürfte es den früheren Sammlungen weit überlegen sein. Die geographische Verteilung der einzelnen Texte ist sehr ungleich.

Der Absicht der Herausgeber entsprechend sind die unmittelbar an die Toskana angrenzenden Gebiete (Emilia, Romagna, Marche, Umbrien, Lazio) am reichsten dotiert (35 von 72 Texten). Auch Venezien ist mit 13 Texten sehr gut vertreten. Man wundert sich dagegen, daß für das ganze lombardisch-piemontesische Gebiet nur gerade drei Texte herangezogen worden sind. Das völlige Fehlen der Texte südlich der Linie L'Aquila-Montecassino erklären die Herausgeber daraus, daß im Königreich Neapel noch bis ins 15. Jahrhundert die lateinische Kanzleisprache vorherrschend ist.

Das Bändchen wird durch ein sehr vollständiges Glossar abgeschlossen, das bis auf ganz wenige Ausnahmen alle schwierigen Wörter richtig erklärt. Beizufügen wäre höchstens:

42.21 *guarnaccia* für *vernaccia*. Offenbar Hyperkorrektion, da wir in einer Gegend sind (L'Aquila), wo *guardare* > *vardà* wird.

59.2 *campione* in der sonst nicht belegten Bedeutung 'Schlachthaus' (Perugia).

Gelegentlich wäre eine etwas genauere Definition wünschenswert.

49.48 *buccarame valesso* 'sorta di tela'. Cf. Tommaseo-Bellini s.v. *valescio*; P. Sella, *Gloss. latino-emiliano* p. 378; P. Sella, *Gloss. latino-italiano. Stato della Chiesa-Veneto-Abruzzi*. Città del Vaticano 1944, p. 282 (*guesius*) und 607. REW 2129.

49.85 *lana machone* ist Wolle aus Mahon (Menorca).

Gelegentlich versehen die Hgb. das Wort im Glossar mit einem Fragezeichen. Einige dieser Fragezeichen lassen sich jedoch auflösen.

15.10 In einem sizilianischen Pferdesegen des 14. Jahrhunderts ist die Rede von *cavallu infusu*. Das Wort erscheint schon im *Libro della Mascalcia di Giordano Ruffo* (13. Jh.) nach dem cod. de Cruyllis-Spatafora (1368) hgg. von G. de Gregorio in *ZRPh* 29, 566-606 (p. 582, cap. X di lu mali di lu infusu.) Giordano Ruffo gibt eine genaue Beschreibung der Krankheit, welche auch ohne weiteres den Namen erklärt (*piroki multi humuri e sanguì discurrinu ali gambi di lu cavallu*). Weitere Belege von Tommaseo-Bellini s.v. *infuso*, *infundito*. Für das hohe Alter des zitierten Pferdesegens: *Cavallu, arricordati di Christu ki naxiu a la maniatu*, spricht der Umstand, daß ein ahd. Segen gegen die Pferdellähme

fast dieselben Worte gebraucht: *Christ vvard an erthe geboren, in cribbi givvorfen* (12. Jh.)<sup>1</sup>

44.10 *precuremo d'avere bertuni overo altri soldadi...*

Glossar: bertone, bertuni 'sorta di soldati' (brettoni?)

Das Fragezeichen ist überflüssig. Der Text stammt aus dem Jahre 1377, aus Bologna. Es wird darin der *Coane di Mançaduri alora capitaneo del puovollo* beschuldigt, mit Hilfe der bertuni einen Ver- rat versucht zu haben.

Giovanni de'Mangiadori da San Miniato kam am 19. Mai 1376 als Capitano del Popolo nach Bologna. Vom Juli bis zum August 1376 wird Bologna belagert von dem bretonischen Söldnerheer des Kardinals Roberto di Ginevra. Die zeitgenössische bolognesische Chronik<sup>2</sup> nennt diese Bretonen fast regelmäßig bertuni (p. 324, 325, 326 und passim).

49.83 *Giolgliaie e crevelglie de carta per ciaschuno*

(Gabella delle some grosse e del passaggio, Perugia 1379).

Glossar: giolgliaie 'finimenti per giogo (?)'

Diese Interpretation ist falsch. Die Lösung ergibt sich aus der Karte 'il vaglio' (7, 1482) des AIS. Ganz Umbrien, die südliche Toskana und das nördliche Lazio bezeichnen heute noch das Getreidesieb mit einem mundartlichen Typ 'giuiaia, giugliaia, giugliaru'. Diese Namen lassen sich aber nicht trennen von den Namen des Lolches, vor allem wohl des Taumellolches (lolium temulentum), wie eine Konfrontation mit der K. 3, 624 'il loglio' ergibt.

|        | il vaglio                 | il loglio  |
|--------|---------------------------|------------|
| P. 555 | guyyēa D                  | gōyyo      |
| P. 564 | guyyāya L (v), D          | gōyyo      |
| P. 566 | yuyyāya L (v), B, S       | gūxyyo     |
| P. 574 | guyyāra S (v), L (v), B   | gōyyo      |
| P. 575 | viyyāra S, L, B; viyyāyā  | yōyyo      |
| P. 578 | viyyāra S                 | yūaǵi      |
| P. 581 | gūtāyo L (heute verschw.) | gōtto, žo- |
| P. 582 | vèttarīna S               | i gōtto    |
| P. 583 | viyyāra S, B              | gōyyo      |
| P. 584 | gītāro S                  | gōto, yōto |
| P. 612 | viyyāra S, B              | lūyyo      |
| P. 624 | lā itāra (v) S            | yōtu       |
| P. 633 | viyyāru S (v)             | gōggu      |
| P. 654 | vitāra S (v)              | yōto       |

<sup>1</sup> Handwb. des deutschen Aberglaubens, Bd. 6, 1677; 8, 1566 ff.

<sup>2</sup> *Corpus Chronicorum Bononiensium*, vol. III (Rer. It. Script. XVIII), p. I. Città di Castello 1939.

L: Ledersieb mit kleinen Löchern; S: Sieb aus geflochtenem Stroh; D: Drahtsieb; B: Blechsieb. Der ursprüngliche Typus des Getreidesiebes in Umbrien ist ein Holzreif, der mit einem durchlöcherten Lederboden versehen ist<sup>1</sup>.

Zugrunde liegt all diesen Formen ein *LOLIARIUM*, bzw. -a. Dieses ist bei Columella bezeugt: *Cribro viciario vel loliario* (*De Re Rustica* VIII/5). Vgl. auch *REW* 5111, wo der Typus jedoch nur durch pg. *joeira* vertreten ist. Vielfach hat dieses *LOLIARIUM* später den Anlaut von it. *vaglio* übernommen.

*giogliata* war also das Instrument, um die giftigen Körner des Lolches vom Getreide zu trennen. Die kleinen Körner des Lolches fielen dabei durch die Löcherlein des Siebes, während die größeren Getreidekörner zurückblieben.

K. Huber

★

MARGRIT HUBER-SAUTER, *Zur Syntax des Imperativs im Italienischen*, *RH* 36, A. Francke AG., Bern 1951.

Innert dreier Jahre sind aus der Zürcher Schule von Jakob Jud drei Dissertationen über die sprachlichen Ausdrucksformen des Befehls im Druck erschienen. Die beiden ersten (H. Mertens, *Der Imperativ und die imperativischen Formen*, Diss. Zürich 1949; Lia Wainstein, *L'expression du commandement dans le français actuel*, *MSNH* 15, Helsinki 1949) sind dem Französischen, die vorliegende dem Italienischen gewidmet. Alle drei gehen, methodisch an F. Brunot und Ch. Bally sich anlehnend, nicht vom *Modus imperativus*, sondern vom «Imperativgedanken» aus. Ihre Fragestellung ist also onomasiologischer Art (was aus dem Titel der italienischen Monographie nicht ohne weiteres hervorgeht): «Welche Ausdrucksmöglichkeiten (affektische Modifizierungen des Grundtypus und syntaktische Umschreibungen)», so fragt Frau Huber, «stehen dem Gedanken zur Verfügung?» Während Mertens sich grundsätzlichen Fragen über das Wesen der Befehlsform zuwendet, Fräulein Wainstein aber die Ausdrucksformen des Befehls im modernen Französischen (1917–1947) synchronisch darstellt, untersucht unsere Verfasserin die Entwicklungsgeschichte der Befehlsformen auf Grund toskanischer, meist florentinischer Texte (vor allem Komödien und Novellen) vom Duecento (*Novellino*) bis ins Novecento (Novelli und Imbriani *Novellaja fiorentina*) mit gelegentlichen Ausblicken auf nichttoskanische Autoren (Basile, Goldoni, Verga, Pirandello u. a.)

<sup>1</sup> Abb. SCHEUERMEIER, *Bauernwerk*, p. 137–138, fig. 314; Photo p. 271–274.



und auf den mundartlichen Gebrauch von heute (Hinweise auf AIS und Monographien). Direkte Beobachtungen des lebendigen Sprachgebrauches konnte sie infolge des Krieges nicht machen.

In einem ersten Kapitel stellt die Verfasserin einige grundsätzliche Betrachtungen über «Imperativgedanken und Imperativmodus» an. Unter Befehlsformen versteht sie sämtliche Wörter und Wendungen, die darauf ausgehen, «den Partner zur Befolgung seines Willens oder Wunsches, seiner Worte überhaupt zu veranlassen» (p. 9). Alle Arten der Aufforderung, wie Bitte, Ermunterung, Anordnung, Drohung, Mahnung, Verbot, ja sogar gewisse Formen des Wunsches und der Zusicherung, werden mit einbezogen. Zum Ausdruck dieser verschiedenen Spielarten des Befehls genügt der Modus imperativus allein nicht. Es bedarf zusätzlicher Modifikationen (Interjektionen, Adverbien, Konjunktionen, Pronomina usw.; eine implizite Modifikation ist der Tonfall, der grundsätzlich mitberücksichtigt ist, aber einer besonderen Untersuchung auf Grund von Beobachtungen an der lebendigen Sprache bedürfte), die ihrerseits unter Umständen Imperativfunktion annehmen können (*orsù! presto! silenzio!*). Oft tritt ein anderer Modus (Infinitiv, Konjunktiv, Indikativ) oder eine modale Wendung (*dovere, avere a* usw.) an seine Stelle. Diesen drei Ausdrucksmöglichkeiten sind die Kapitel III–V gewidmet, die das Hauptstück der Arbeit bilden. Kapitel VI handelt von den Höflichkeitsformen, die sich zwar syntaktisch unter die Modifikationen, Ersatzmodi und Umschreibungen einordnen lassen, stilistisch aber besondere Eigenheiten aufweisen. Von diesen Abschnitten unterscheidet sich in der Fragestellung Kapitel II, das vom Imperativmodus ausgeht und nach dessen nicht imperativischen Funktionen fragt. Neben Exklamation und Interjektion (*guarda! va la!*) behandelt die Verf. hier den sogenannten gerundialen Imperativ (*sali sali arrivarono in vetta*) – dessen schon von Spitzer verwendeter und wohl von ihm eingeführter Name doppelt unglücklich ist, da *gerundio* in der italienischen Grammatik eine Form, nicht eine Funktion benennt und da diese Form selbst einen Befehl ausdrücken kann<sup>1</sup>; besser würde man ihn den adverbiellen Imperativ heißen – sowie den historischen Imperativ (*corsele addosso, e dalle e ridalle...*). Methodisch fällt also dieses Kapitel aus der gesamten Untersuchung heraus. Die Verf. rechtfertigt seine Aufnahme damit, daß es ihr darum ging, nicht nur zu zeigen, wie der Imperativmodus allein dem Ausdruck des Imperativgedankens nicht genügt, sondern auch, wie er zu neuen, nicht imperativischen Funktionen ge-

<sup>1</sup> Cf. G. ROHLFS, *Gerundium in imperativischer Funktion im Romanischen*, ASNS 176, 1939, p. 56 ss.

langt. Sie begnügt sich dabei mit einigen Andeutungen und verweist im übrigen auf Spitzers *Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik*. Die beiden besonderen syntaktischen Verwendungen des Befehlsmodus, zu denen auch der Imperativ konditionalen und konzessiven Sinns gehört (cf. p. 34, N 46), müßten einmal im Zusammenhang mit den von der Verf. nur gestreiften Imperativ-Komposita, deren Geschichte noch nicht geschrieben ist, dargestellt werden (cf. *ASNS* 186, 138 ss.).

Für jede der behandelten Ausdrucksformen sucht die Verf. die «affektische und soziale Bedeutung» (p. 2) – Bally würde sagen ihren «stilistischen Wert» – zu erfassen und die historische Entwicklung (erstes Auftreten, Zu- und Abnahme der Häufigkeit, Bedeutungswandel, Verschwinden) nachzuzeichnen. Endlich fragt sie wie Lerch in seiner Arbeit über das Heischefuturum im Romanischen (dessen Rückschlüsse sie als zu weitgehend kritisiert) nach den Zusammenhängen zwischen Kulturgeschichte und Sprachentwicklung. Auf Grund der benützten Texte konstatiert die Verf., daß eine Anzahl lebendiger Prägungen das 16. Jahrhundert nicht überleben oder doch nachher nur noch spärlich auftreten. Es sind Grußformeln wie *va sano, vatti con Dio*, aber auch Umschreibungen mit *volere* (*se tu vuoi*), *piacere* (*vi piaccia di*), *fare* (*fa di, fa che*) usw. In derselben Zeit tauchen Neuschöpfungen auf: *basta* tritt an Stelle von älterem *non più* und wird seinerseits seit dem 17./18. Jahrhundert durch das familiäre *finiscila* konkurrenziert; *bada di non* verdrängt seit dem 17./18. Jahrhundert das in den frühern Texten beliebte und in Oberitalien noch weit verbreitete *guarda di non* (*AIS VIII* 1621) usw. Als eine besonders fruchtbare Zeit für Neuschöpfungen erkennt sie auch das spätere 19. und das 20. Jahrhundert, wo Wendungen wie *vuoi finire?*, *non sia mai detto, fammi il piacere* u. a. besonders beliebt sind.

Diese und andere Veränderungen sollen zeigen, daß die italienische Syntax seit dem Trecento nicht so stabil ist, wie die italienischen Grammatiker es oft wahr haben wollen. Ohne die Richtigkeit dieser Feststellung anzuzweifeln, glauben wir doch, daß hier zu Unrecht die in den Texten beobachtete Entwicklung mit der Entwicklung der lebendigen Sprache von Florenz gleichgesetzt wird. Zwar bringt die Verf. am Schluß die zweimalige Erneuerung der Ausdrucksformen (im 16./17. Jahrhundert und in den letzten hundert Jahren) mit dem Aufblühen der volkstümlichen Literatur in Zusammenhang (p. 287 s.); auch stellt sie gelegentlich die Frage nach der wirklichen Volkstümlichkeit und Vitalität gewisser Wendungen (so p. 109 N 44, p. 279). Bei der Darstellung mancher Ausdrücke wird jedoch der literarische Stil nicht mit der nötigen Deutlichkeit als solcher gewertet und

vom lebendigen Gebrauch unterschieden. So heißt es etwa von den Doppelungen, sie scheinen im Trecento «in der Umgangssprache wenig üblich»; die wenigen Beispiele des 15. Jahrhunderts seien fast ausschließlich emphatisch und gehören «nicht der wirklich gesprochenen Sprache» an. Erst mit den Komödien des 16. Jahrhunderts tauchen sie «in der Alltagssprache» auf. Sie wirken «immer noch sehr intensiv» und sind «mehr in der volkstümlichen Rede vertreten», kommen «aber auch gegen Vorgesetzte vor» (p. 87 s.). Und weiter: «Dem Bedeutungsverlust (= Verlust an affektivem Wert) wird es zuzuschreiben sein, daß die Doppelform in der Folge auch in der gepflegt familiären und in der Hochsprache Aufnahme gefunden hat... Mit dem 16./17. Jahrhundert gehen dem Florentinischen eine Reihe familiär-höflicher Wendungen verloren (*deh* fällt aus, *un poco* wird grob und vulgär, *pure* geht eher zurück, ebenso das höfliche Futurum), für die ein Ersatz notwendig werden mußte und für die die Doppelformulierung eintrat, nachdem sie ihren exklusiven Charakter abgeschliffen hatte» (p. 89 s.). Es sieht also aus, als ob die Doppelung, die zuerst nur als ein gelegentlich gebrauchtes Stilmittel vorkam (im 15. Jahrhundert «situationsbedingte, individuelle Einzelfälle», zur «parole», nicht zur «langue» gehörig, p. 284), erst in der volkstümlichen Rede des Cinquecento zu einem festen Bestandteil der Syntax geworden sei, sich dann in der gesprochenen Sprache immer mehr auf Kosten anderer Ausdrucksformen verbreitet und auch in den höhern sozialen Schichten Boden gefaßt habe. Gegen eine solche Auffassung sprechen einmal allgemein sprachwissenschaftliche Überlegungen (die Wiederholung eines Wortes zur Unterstreichung des Gedankens oder überhaupt zur Entladung einer affektiven Spannung ist in zahlreichen, ja wohl in sämtlichen Idiomen und zu allen Zeiten zu beobachten) sowie der Vergleich mit dem Latein und andern romanischen Sprachen. Aber auch die hohe Stilkunst Boccaccios verbietet uns, die Gesprächspartien des *Decameron* als getreues Abbild der lebendigen Sprache des Trecento zu werten. Daß der gedoppelte Imperativ bei ihm selten ist, erklärt sich aus einer bewußten, seinen lateinischen Vorbildern nachgeahmten Zurückhaltung im Gebrauch expressiver Mittel der Volkssprache. Ein einfacher Imperativ hat unter Umständen mehr Gewicht als eine wiederholte Form. Aber auch zu einer solchen greift er gelegentlich mit stilistischer Absicht, wie die Beispiele auf p. 87 zeigen (cf. noch den in anderem Zusammenhang auf p. 134 zitierten Satz aus dem *Decameron*: *Deh! andate andate: o fanno i preti così fatte cose?*). Er unterscheidet sich in dieser Hinsicht kaum von Dante, der in der *Divina Commedia* und besonders im *Inferno*, den lebendigen Sprachgebrauch seiner Zeit mit den Elementen der lateinisch-romanischen literarischen Tradition zu

einem harmonischen Gefüge zu verbinden versteht. Auch bei ihm sind gedoppelte Imperative zu finden, die auf den Leser wie spontan volkstümliche Formen wirken, so *accorri accorri!* (*Inf.* 13, 118; cf. auch *Purg.* 15, 108; 27, 22; *Par.* 8, 75). Nach einem ganz andern Stilideal streben dagegen die Komödien des 16. Jahrhunderts: Hier wird einerseits eine Annäherung an die lebendige Volkssprache der Zeit gesucht, andererseits führt auch die Imitation von Plautus zu einem vermehrten Gebrauch von expressiven Mitteln, zu denen natürlich die in seinen Stücken häufige Doppelung des Imperativs gehört (cf. Hofmann, *Lat. Umgangssprache*, § 59). Daß dann dieses einfache, kunstlose Stilmittel bei den mittelmäßigen Autoren der folgenden Jahrhunderte (Nelli, Franceschi, Gherardi del Testa u. a.), die hier als Hauptgewährsleute auftreten, sich immer breiter macht und an Stelle von kunstvollen Ausdrücken (wie etwa die von Boccaccio gepflegte affirmative-negative Formulierung, die allerdings auch der spontanen Sprache nicht ganz fremd ist) tritt, versteht sich leicht; es ist aber kein Beweis für die Veränderungen in der gesprochenen Sprache. Andererseits darf auch die barocke Sprache eines Buonarroti oder eines Lippi nicht als getreues Spiegelbild des volkstümlichen Gebrauches ihrer Zeit gewertet werden, gingen beide doch darauf aus, auffallende Eigenheiten der vulgären Sprache und besonders der affektiven Rede systematisch zu sammeln und in ihren Werken bewußt zu häufen, ja gelegentlich auch neue Wörter und Wendungen ad hoc zu prägen. Der Wert der vergleichenden Statistik ist daher in diesem und ähnlichen Fällen ein sehr relativer.

Auch der Zeitpunkt, in dem ein Ausdruck außer Gebrauch kommt, läßt sich aus den untersuchten Texten nicht mit Sicherheit erschließen. Wenn etwa *deh* bis ins 16. Jahrhundert häufig auftritt und dann rasch zurückgeht, so wird man auch hier die Kraft der literarischen Tradition gebührend in Rechnung zu stellen haben. Die Beliebtheit dieser Interjektion in der Lyrik des Dolce stil und in den daran anschließenden Werken (Dante, *Purgatorio*; viel seltener im *Inferno* und *Paradiso*; Petrarca) hat sie bald zu einem Element der literarischen Tradition gemacht, und als solches lebt sie in Poesie und Kunstprosa so lange weiter, als die Tradition verbindlich bleibt, in der Lyrik und in der Tragödie natürlich viel länger als in den besonders seit dem Seicento weniger traditionsgebundenen Genera der Novelle und der Komödie. Sie ist häufig bei Alfieri (*Deh! taci*, *Saul* II 2; *Deh! vieni or dunque*, *ib.* V 1; *Or, deh! l'ultimo amplesso or dammi*, *ib.* usw.) und findet sich noch bei Manzoni (*Deh! vogli la via segnarmi . . .*, *In morte di C. Imbonati*). Wann *deh* aber aus der lebendigen Volkssprache von Florenz, der es doch offenbar einmal angehört hat (cf. noch mod. pis. *dè* «esclamazione di richiamo», Malagoli), geschwunden ist, läßt sich kaum



ermitteln. Da es bereits bei Boccaccio häufig in Verbindung mit einer rhetorischen Frage oder einem poetischen Vokativ (*deh, anima mia dolce*) auftritt, mag man schon für das Trecento seine Volkstümlichkeit bezweifeln. Auf keinen Fall darf aber Bibbiena ohne weiteres als Zeuge für den lebendigen Gebrauch des Cinquecento gelten. Nicht einmal Cellini, bei dem es gelegentlich auftritt, möchten wir voll als solchen anerkennen, da auch ihm literarische Elemente keineswegs fremd sind<sup>1</sup>.

Der im familiären Gebrauch nicht seltene Ersatz der 2. Singular oder Plural durch die den Redner rücksichtsvoll einschließende 1. Plural (*Ma non diciamo nulla, eh?*) wird p. 81 s. als eine junge Erscheinung betrachtet, zu der zwar Ansätze bei Boccaccio und in den Komödien und Novellen des 16.–18. Jahrhunderts zu beobachten seien, die sich aber erst im 19. Jahrhundert zuverlässig belegen lasse. Wenn man nun weiß, daß schon das Griechische und das Latein einen solchen Pluralis inclusivus kennen (cf. Wackernagel, *Vorl. I/43*, der für das Lateinische ein Beispiel aus Persius – allerdings nicht im Imperativ – zitiert und für das Griechische auf das homerische ὥς ἂν ἐγὼν εἶπω, πειθώμεθα πάντες weist), so wird man für das Italienische schließen müssen, daß die Ausdrucksweise im familiären Gebrauch von jeher existierte, daß die alten Autoren sie aber als allzu familiär empfanden und sie daher, wie ihre lateinischen Vorbilder, mieden. Auch in den deutschen Texten scheinen die Beispiele – offenbar aus demselben Grund – erst im 18. Jahrhundert häufig zu werden (Wackernagel, *Vorl. I 42*)<sup>2</sup>.

Den Ersatz von *guarda di non* durch *bada di non* wird man zwar mit der Verf. als einen Sieg des expressiveren über das farblosere Wort betrachten dürfen. Daß die affirmative Periphrase mit *badare* aber 200 Jahre früher erscheint als die negative, die erst im 17./18. Jahrhundert für *guarda di non* eintritt, wird sich wieder aus der literarischen Tradition erklären: *guarda di non*, in der Sprache der Dichtung seit Boccaccio als Entsprechung von lat. *cave ne* üblich, widersteht dem literarisch nicht legitimierten *bada di non* länger als die positive Wendung, die keine entsprechende Stütze hat. Aber auch in den toskanischen Mundarten ist *guarda* – entgegen der Verf. p. 102 – der Neuerung noch nicht ganz gewichen, wie P. 532 und 542 auf Karte 1621 des AIS am Rand zeigen. Gelehrten Latinismen, denen ein Rückhalt in der gesprochenen Sprache überhaupt fehlt, wie *sanamente* als Verstärkung des Imperativs (nur bei Boccaccio, ver-

<sup>1</sup> Cf. R. EGGENSCHWYLER, *Saggio sullo stile di Benvenuto Cellini*, Tesi di Zurigo, Vercelli 1940, p. 60 ss.

<sup>2</sup> Nachträglich finde ich meine Argumentation indirekt bestätigt durch M. REGULA, *Glotta* 32, 1952, p. 138 ss., besonders p. 144 N 1.

mutlich ein Abklatsch von lat. *sane*), *non vogli* (von der Verf. zu Recht als Lehnübersetzung von *noli* betrachtet), ist anderseits eine kurze Lebensdauer beschieden.

Mit größter Vorsicht – die Verf. äußert hier selbst gewisse Bedenken – ist auch der auf literarischen Texten basierende Vergleich des Florentinischen mit dem Lucchesischen (p. 278 ss.) zu werten. Zwar wird man annehmen dürfen, daß im Gebrauch der imperativischen Formen zwischen den beiden Städten gewisse Unterschiede bestehen. Aber ob diese Unterschiede in den benützten Texten – für das Lucchesische die *Cento racconti* von I. Neri – sich wirklich treu, ja ob sie sich überhaupt spiegeln, ist doch sehr fraglich. Aus dem Stil des untersuchten Werkes, viel mehr als aus dem lokalen Usus von Lucca, wird einerseits die Häufigkeit und Lebendigkeit des sogenannten gerundialen und historischen Imperativs, anderseits auch das seltene Auftreten des gedoppelten Imperativs und des befehlenden Futurums zu verstehen sein. Neri ist eben nicht nur ein scharfer Beobachter der lebendigen Volkssprache; als Literat und Philologe verwendet er die erlauchte Rede nach seinem Gutdünken («non capisco perché debbo essere sgridato se racconto la novella alla mia maniera», Prefaz. 1891), braucht oft gerade die außergewöhnlichen Wendungen, in denen die Phantasie und der Mutterwitz des Volkes faßbar sind, greift bewußt zu jenen farbigen Wörtern und Ausdrücken, die man von unverbildeten, aufgeweckten und sprachbegabten Leuten hören kann, die aber der großen Masse nicht geläufig sind. Und man darf wohl mit Pancrazi (in der neuen Ausgabe der *Cento racconti lucchesi*, Firenze, Le Monnier 1950) annehmen, daß die eine oder andere Novelle – nicht gerade die besten – um der sprachlichen Ausdrücke willen zusammengestückt worden sei. Auch hier leistet also die Statistik der Sprachgeschichte und Dialektologie zweifelhafte Dienste.

Noch weniger als Neri für das Lucchesische darf Verga für das Sizilianische als Zeuge aufgerufen werden, wenn er entgegen dem Usus der untersuchten florentinischen Autoren neuerer Zeit die Interjektion *orsù* noch gebraucht (p. 46 und 278). Die Eigenart von Vergas Sprache beruht nicht zuletzt auf einer Mischung dialektaler Ausdrucksformen mit Elementen der literarischen Tradition, die oft allzu deutlich toskanisch sind, wie etwa das häufige *ei* und die Vorliebe für das Imperfekt, das in manchen Sätzen an Stelle des passato remoto tritt, gerade weil dieses Tempus im Sizilianischen ganz besonders geläufig ist und vom Dichter daher offenbar als Provinzialismus empfunden und vermieden wird.

Was die Verf. als Eigenart des toskanischen und speziell florentinischen Sprachgebrauchs darstellt, wird also richtiger als Eigenart der auf florentinischer Grundlage beruhenden Literatursprache zu

werten sein, mindestens soweit Texte von Autoren benützt worden sind, die sich der trecentistischen Tradition in höherem oder geringerem Maße verpflichtet wissen. Die Veränderungen aber, die sie besonders im 16./17. Jahrhundert und in den letzten 100 Jahren feststellt, erklären sich nicht oder doch nur zu einem geringen Teil als Wandlungen in der gesprochenen Sprache von Florenz und der Toskana; vielmehr sind sie das Abbild eines Stilwandels. Der erste Einschnitt wird dadurch vertieft, daß die Verf. ihre Untersuchung für die Zeit vor 1500 vorwiegend auf die hohe Kunstprosa Boccaccios basiert, für das 16. und 17. Jahrhundert aber auf Komödien, die in einem anspruchslosen niederen Stil gehalten sind. Daher sind die Neuerungen dieser Zeit, die an Stelle der «frommen, flehentlichen oder doch wenigstens höflich gewählten Wendungen» treten, nicht «gewählte, höfliche Redensarten», sondern – wie die Verf. eindrücklich zeigt – «zum größten Teil erstaunlich energische» Wendungen «der familiären Alltagssprache» (p. 286 ss.). Der zweite Bruch wird verdeutlicht durch die Benützung von modernen Autoren (nach 1850), die ohne hohe künstlerische Präntionen die Volkssprache nachzuahmen bestrebt sind. Novellis Komödien oder gar Imbrianis *Fiabe e Novelle stenografate dal dettato popolare* sind, obwohl kaum ganz frei von literarischen Elementen, mit dem *Decameron*, aber auch mit den Komödien des Cinquecento nur bedingt vergleichbar. Wären durch alle Jahrhunderte hinsichtlich des Stils möglichst gleichartige Texte verwendet worden, so hätten sich im Gebrauch der Befehlsformen gewiß viel geringere Veränderungen gezeigt. Aber andererseits hätte auch die vermehrte Herbeiziehung nichttoskanischer schriftsprachlicher Texte vom Cinquecento an – Stilgleichheit vorausgesetzt – kaum wesentliche regionale Abweichungen ergeben. Die auf p. 6 zitierten Bemerkungen des Giovanni della Casa über die Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs von Gegend zu Gegend beziehen sich eben doch auf die zwar gesellschaftlich bedingte, aber nicht durch das Medium der Kunst gebrochene Umgangssprache gewisser Schichten.

Diese Bemerkungen treffen nicht die Grundkonzeption der Arbeit, sondern lediglich die aus den sorgfältig durchgeführten Einzeluntersuchungen (besonders geglückt scheinen uns etwa die Abschnitte über *e*, p. 128, das Pronomen, p. 136, *potere*, p. 271, und manche andere) abgeleiteten Folgerungen. Die Benützung von Texten mit mehr oder weniger literarischem Charakter und besonders von Novellen und Komödien ist bei einem Thema wie dem vorliegenden für die frühern Jahrhunderte unumgänglich. Sie bietet aber in einem Land mit so mächtiger literarischer Tradition keine sichere Grundlage für die Sprachgeschichte. Die Gefahr, falsche Schlüsse zu ziehen, hätte sich durch eine Ausweitung der Studie

nach verschiedenen Seiten hin beträchtlich vermindern lassen, nämlich einerseits durch die Mitberücksichtigung ausgesprochen poetischer und latinisierender Werke, die die Identifizierung literarischer Klischees erleichtert hätte, und andererseits durch eine vermehrte Heranziehung von unpräventösen oder popularisierenden Texten des Mittelalters und der Renaissance, die zusammen mit Beobachtungen aus dem lebendigen Sprachgebrauch unserer Zeit (inkl. Dialekte) das wirklich volkstümliche und umgangssprachliche Element klarer hätten erkennen lassen. Damit wäre die Arbeit allerdings über den üblichen Rahmen einer Dissertation hinausgewachsen. Aber es hätte sich dabei zweifellos eine größere Konstanz in den Ausdrucksformen gezeigt, und vor allem hätten sich die tatsächlichen Veränderungen nicht in dem Maß auf zwei Epochen zusammengedrängt.

Zum Schluß seien einige der wichtigsten Resultate hervorgehoben und ein paar Einzelbemerkungen beigelegt. Die weite Fassung des Imperativgedankens erlaubt einen Überblick über die Fülle der verfügbaren imperativischen Ausdrucksmittel und zeigt, wie fruchtbar die onomasiologische Betrachtungsweise im Gebiet der Syntax ist, besonders wenn sie mit so eingehenden semantischen und «stilistischen» Analysen verbunden wird, wie das hier geschieht. Da und dort scheint uns allerdings die Verf. die Grenzen des Bereichs zu überschreiten, so wenn sie *lasciando stare* (p. 26, N 29) oder *convien morire* (p. 37) als Befehlsformen faßt. Die Verwendung des Imperativmodus von willenslosen Verben (zu denen wir auch zusammengesetzte Wendungen wie *va sano, sii il benvenuto* u. ä. rechnen möchten, die sich kaum wesentlich von dem behandelten *vivete e morite sicuro* unterscheiden) muß wohl als ein übertragener Gebrauch des Imperativs verstanden werden, der hier die Funktion eines Optativs annimmt. Der literarische Charakter des Imperativs von *morire* geht deutlich daraus hervor, daß fr. *meurs!* erst im 17. Jahrhundert auftaucht. Es ist wohl kein Zufall, daß Fra Guidotto in seiner Bearbeitung der *Rhetorica ad Herennium* diesem literarischen Gebrauch des Imperativs ausweicht, wenn er *exple inimicitias meas et iracundiam satura tuo sanguine* übersetzt mit: *piglierò oggi vendetta, e l'ira mia sazierò del tuo sangue* (zit. bei Maggini, *I primi volgarizzamenti dai classici latini*, Firenze 1952, p. 14). Der stark latinisierende Übersetzer der 3. Dekade des Livius gibt dagegen *macte virtute esto* wieder mit *sii d'accresciuta virtù* (für *macte* vermutlich *aucta* gelesen, Maggini, o. c. p. 78).

Aufschlußreich ist der Abschnitt über das Verhältnis von affirmativem und negativem Imperativ, wo die Seltenheit von negativ formulierten Verboten und die Vorliebe für positive Imperativformen beim Prohibitiv (*badate bene di non la rompere*), die mit dem



altindogermanischen Gebrauch übereinstimmt, nachgewiesen wird. – Unter den Modifikationen des Imperativs wird neben dem affektiven Personenwechsel, der Verbindung mehrerer Imperative und der Verwendung von periphrastischen Verben (*fa che, bada di non* etc.) auch die Zufügung von Adverbien (*un poco, una volta, pure, dunque* usw.), Konjunktionen (*ma, anzi*), Interjektionen und gelegentlichen andern Elementen besprochen. Dabei wird die schillernde Bedeutung der modifizierenden Wörter an gut gewählten Beispielen deutlich gemacht und unterschieden zwischen Zusätzen, die «zur nähern sachlichen Bestimmung» dienen, und solchen, die affektischen Wert haben. (Zu den ersteren, nicht zu den letzteren, scheint uns das Beispiel mit *adesso* p. 122 und das vorangehende mit *ora* zu gehören). – Unter den syntaktischen Umschreibungen des Imperativs figurieren neben *dovere, avere a, comandare, chiedere, bisogna* und vielen andern auch Reflexiv- und Passivkonstruktionen wie *queste parole non si dicono, sia fatto così, va fatto così*. Zum letztgenannten Typus ist jetzt die Göteborger Dissertation von B. Setterberg-Jørgensen, *Andare, venire e tornare, verbes copules et auxiliaires dans la langue italienne*, Aarhus 1950, zu vergleichen, wo *andare* als Hilfsverb des Passivums schon bedeutend früher nachgewiesen wird.

Mit diesen Hinweisen können wir die reiche Fülle von Materialien und Problemen, die die Verf. methodisch geschickt vor dem Leser ausbreitet, nur andeuten. Das Buch ist ein willkommener Beitrag zur Aufhellung der immer noch so wenig bearbeiteten Gebiete der italienischen Syntax, Phraseologie und Stilistik. Es vermittelt uns neue Einblicke in den Wort- und Formengebrauch der spontanen Rede und der bewußt gestalteten Kunstsprache und zeigt eindrucklich, wie Gefühlsregung einerseits und soziale Rücksicht andererseits sich ein reiches, vielfach nuanciertes Instrumentarium sprachlicher Ausdrücke geschaffen haben. Endlich wird auch unsere fragmentarische Kenntnis der italienischen Wortgeschichte an mancher Stelle ergänzt. Ausführliche Indices erleichtern die Benützung des Werkes.

Bern

S. Heinemann

★

MAX LEOPOLD WAGNER, *Historische Wortbildungslehre des Sardischen*. RH 39, A. Francke AG. Verlag, Bern, 1952, p. V–XVI, 1–154.

Questo volume, pubblicato a cura degli amici e colleghi del W. per celebrare il suo settantesimo compleanno, conclude anche quasi

mezzo secolo di quella feconda attività ch'egli ha dedicato agli studi sardi ai quali s'iniziò nel lontano 1904. Da allora ad oggi, non vi è stato, si può dire, anno in cui non sia apparso un suo scritto di argomento sardo, ed io ho sempre seguito e studiato via via i frutti di questo grande amore ch'egli ha per l'Isola nostra. Nel 1927, in una mia rassegna di *Studi Sardi* dal 1913 al 1925<sup>1</sup>, ritenni doveroso riserbare il posto d'onore al W. che con una serie di lavori si era già decisamente affermato; più tardi, recensendo<sup>2</sup> la sua magistrale *Historische Lautlehre des Sardischen* apparsa nel 1941, elenca cronologicamente quanto di linguistica sarda egli aveva pubblicato anno per anno sino al 1940, in recensioni, articoli e monografie, tra cui molti preziosi contributi lessicali<sup>3</sup> e uno studio morfologico, la *Flessione nominale e verbale del sardo antico e moderno*<sup>4</sup> di cui il presente lavoro, concepito molti anni prima e pubblicato ora molti anni dopo, rappresenta il compimento. Dal 1941 ad oggi gli studi sardi del W. si sono susseguiti annualmente quasi senza interruzione<sup>5</sup>,

<sup>1</sup> In *RLiR* 2 (1926), p. 208-262.

<sup>2</sup> In *Lbl.*, 1943, num. 5-6, coll. 155-159.

<sup>3</sup> *La stratificazione del lessico sardo*, in *RLiR* 4; *Osservazioni sui sostrati etnico-linguistici sardi*, in *ARom.* 9; *Studien über den sardischen Wortschatz*, in *Bibl. ARom.*, S. II, vol. 16; *Über die vorrömischen Bestandteile des Sardischen*, in *ARom.* 15; *Rettifiche ed aggiunte alla terza edizione del REW del Meyer-Lübke*, *ib.* 19, 20, 24, ecc.

<sup>4</sup> In *ID* 14 e 15.

<sup>5</sup> Riserbandomi di parlarne diffusamente in una *Nuova Rassegna di Studi sardi* che dovrebbe far seguito a quella del 1927, ne dò intanto il seguente elenco cronologico: 1942: recensione di GIULIO FARA, *L'anima della Sardegna*, in *VKR* 14, p. 326-329; *Sardische Fortsetzer von SOLIPUGA, SOLIFUGA*, in *ZRPh.* 62, p. 77-80; *Die Strafpredigt des Pfarrers von Masuddas, ein Scherzgedicht in der Mundart des ländlichen Campidano (Sardinien)*, *ib.* p. 225-262. 1943: *Die Binnenfischerei in Sardinien*, in *VKR* 15, p. 255-276; recensione di LE LANNOU, *Pâtres et paysans de la Sardaigne*, *ib.* p. 339-343. 1944: recensione di ANTONIO TARAMELLI, *Bibliografia romano-sarda*, in *ZRPh.* 63, p. 425-427; *La questione del posto da assegnarsi al gallurese e al sassarese*, in *Cultura Neolatina*, III, p. 243-267; *Zum Paläosardischen*, in *VRom.* 7, p. 306-323; recensione di M. ATZORI, *Saggio sul dialetto di Isili*, *ib.* p. 323-332; recensione di JOLE POGGI, *Appellativi sardi della forfecchia*, *ib.* p. 333-337; recensione di M. AZARA, *Tradizioni popolari della Gallura*, *ib.* p. 237-239. 1948: recensione di GIULIA PORRU, *Saggio di uno studio sul lessico sardo*, in *VRom.* 9, p. 299-302. 1949: *Sard. kirriolu*.

nonostante le vicende della sua vita, i suoi viaggi e i lavori dedicati dall'infaticabile Collega ad altri settori della linguistica romanza. Ma la Sardegna fu ed è il suo campo d'azione preferito, vorrei dire la sua vera patria di studioso; egli sente, come nessuno, il fascino di quest'isola che conserva più di ogni altro territorio romanzo, la sua antica fisionomia etnico-linguistica e quindi offre al glottologo una copiosa e preziosa messe di fatti e una serie interessantissima di problemi i quali attraggono con le loro lusinghe l'acuto e robusto ingegno del W.

Nel volume che ci sta innanzi, ritroviamo tutte le qualità, tutti i pregi che sono propri dei lavori di lui: esauriente informazione antica e moderna, analisi diligente, minuta, sicurezza di sintesi, prudenza ed acutezza di giudizio. Egli, dopo aver trattato degli infiniti sostantivati (*Suffixlose Bildungen*, § 1) e dei deverbali (*Postverbale Bildungen*, §§ 2-7), esamina nelle loro funzioni centoventi suffissi nominali (§§ 8-142), diciannove suffissi verbali (§§ 143-160) e cinque prefissi (§§ 161-167); segue lo studio dei composti (*Zusammensetzungen*, §§ 168-179), delle formazioni avverbiali (*Adverbialbildung*, §§ 180-184) e chiudono il volume gl'indici.

L'obiettare al W., specie in fatto di linguistica sarda, non è facile e il dissentire da lui lascia sempre perplessi. Mi permetta tuttavia il valoroso Collega queste poche osservazioni:

Non sembrano avere significato astratto le forme *akkórru* 'recinto per le bestie' (cf. infatti § 6), *kođákk* 'coperchio', *túkk* 'guidalesco' annoverate nei §§ 3 e 5 e così non direi concreti i sostantivi *allattu* 'allattamento', *stíttu* 'divezzamento' e *tréulu* 'chiasso, scompiglio' (§ 6).

La nota prudenza del W. gli consiglia di escludere dal novero dei suffissi prelatini il suff. *-inku* (§§ 126 e 142) che non è molto rappresentato in Sardegna e, nella formazione degli etnici tipo *Sossínku*, *Luríšínku*, ecc., si trova prevalentemente nel nord dell'Isola dove potrebbe derivare dalla Corsica in cui è ben documentato (*Nunzínku* 'di Nonza', *Pedorezzínku* 'di Pedorezza', *Sulinzarínku* 'di Solenzara', *Bisíncu*, *Urnasínku*, ecc.<sup>1</sup>) e più diffuso dovette essere un tempo, perché oggi assistiamo alla sua progressiva scomparsa; infatti mentre i più vecchi dicono ancora *Bunifazínku*, *Ağğaccínku*, *Pedorezzínku*, *Sulinzarínku*, ecc., i più giovani dicono soltanto *Bunifazínu*, *Ağaccínu*, *Pedorezzése*,

*korriolu* 'Fetzen, Stückchen' – röm. *ciriola* 'junger Aal', in ZRPh. 65, p. 193-195. 1951: *La lingua sarda. Storia, Spirito e Forme*, in *Biblioteca romanica*, Bern, 1951.

<sup>1</sup> Cf. BOTTIGLIONI, *Elementi prelatini nella toponomastica corsa*, Pisa 1929, p. 74 e passim.

*Sulinzarése*, ecc. Inoltre *-inku* ha funzione derivativa anche in generiche formazioni nominali come *ġundínku* 'che abita giù', *sundínku* 'che abita di sopra', *ballarínku* 'trottola', *annínka* 'pecora d'un anno', *ALECors.*, c. 1128, *ġūminālínku* 'di fiume' (*acéde vġūminālínke* 'martin pescatori', *ivi.*, c. 1308), ecc. Analoghi derivati nota il W. anche nel sardo ([i] *spollínku* 'spogliato', *pittirínku* e *pistirínku* 'piccolino', *bađđarínku* 'trottola', *peđđínkula* 'trippale', *piđínka* 'persona noiosa' e anche sass. *bar<sup>l</sup>ar<sup>l</sup>ínku* 'viticci', *ALECors.*, c. 888) sui quali però sorvola, mentre danno da pensare, tanto più che essi ricorrono nel Campidano e nel Logudoro, in zone cioè escluse dall'influenza corsa e l'addurre per ogni caso l'influsso catalano sembra un po' azzardato. Ma d'altra parte è importante il fatto che *-inku* non ricorre negli antichi documenti sardi.

Quanto ai suffissi *-akku*, *-ake*, *-age* che giustamente il W. (§§ 12, 19 e 115) considera prelatini, vorrei qui richiamare quanto ebbi a scrivere<sup>1</sup> a proposito del suffisso *-accio* che è usato in Corsica a formare gli etnici del tipo *bastiàccu* 'di Bastia', *bastilgàccu* 'di Bastelica', *ALECors.*, c. 3, *peđriġaġġàccu* 'di Petricaggio', *ivi.*, ecc. e che riaccostai all'etr. *-ax* (*Cusiax* 'Cosanus', *Rumax* 'Romanus', ecc.) ammettendo una successiva elaborazione mediante il suff. *-io* e l'analogia di *-accio* < *-ACEU*, favorito dalla penetrazione toscana. I suffissi sardi, specialmente *-ake* formante di nomi locali e personali, sembrano confermare la mia ipotesi e danno, fra le tante, una prova di più degli intimi rapporti che legano le due isole.

E giacché siamo in tema, non saranno superflue alcune altre comparazioni sardo-corse che mi sovengono scorrendo in fretta l'indice dell'*ALECors.* recentemente uscito<sup>2</sup>: sard. *appiççígu*, W., p. 7, cors. *appiççígu*, *ALECors.*, c. 139; sard. *mündulu* 'vagliatura', p. 8, cors. *mündulu* 'fruciandolo', c. 1645 e *munduláġa* 'tirabraccia', c. 1644; sard. *kolu* 'colatoio', p. 11, cors. *kolu*, c. 1152; sard. *randzola* 'gragnuola', p. 35, cors. *ranġola* 'nevischio', c. 632; sard. *niđále* 'endice', p. 38, cors. *niđigále* 'endice' e 'ultimogenito', c. 1260 e 555; sard. *pašále* 'mandria', *pastoridzále* 'piazze davanti alla capanna dei pastori', cors. *paššáli*, *pastricčále* 'pastorile', c. 1120; sard. *probiánu* 'vicino', p. 50, cors. *Prubiá* nome locale; sard. *annikrínu* 'bue di un anno', p. 52, cors. *anníne* 'pecore di un anno', *duġanníne* 'di due anni', *ALECors.*, c. 1132; sard. *andzône*, *anġóni*, p. 59, cors. *anġóna* 'pecora d'un anno', c. 1128; sard. *kostéra* 'costa, pendio', p. 79, cors. *kostéra* nome locale; sard. *frémiđa* 'fremito', p. 94, cors. *frúmmidu* 'nitrito', *ALECors.* c. 1187, sard. *lássidža* 'lascito', *ibid.*, cors. *láššida*

<sup>1</sup> In *Elementi prelatini*, cit. § 19.

<sup>2</sup> BOTTIGLIONI, *Dizionario delle parlate corse*, Modena 1952.



'credito', c. 511, nll. sard. cors. *Kerkétu*, *Petrétu*, *Ulmétu* (*ul-métu*), ecc.

Così molti dei suffissi che studia il W. sono ben rappresentati in Corsica; ne documento alcuni rimandando ai paragrafi del W. e alle carte dell'*ALECors.*: -ILE (§ 42): cors. *palmintile* 'pila del frantoio', c. 1036, *piazzile* 'pastorile', c. 1120, *kaf-ile* 'caciaia', c. 1174; -ALIA (§§ 46, 47): cors. *bindigál'a* 'giogaia del bue', c. 1116, *niyáğa* 'nevicata', c. 633; -AMEN (§ 51): *drentámme* 'torsolo', c. 1020; -UMEN (§ 53): cors. *accíndúmme* 'legna minuta', c. 1077; -ĀNUS (§ 55): cors. *daziánu* 'prodigo', c. 411, *kallaránu* 'calderaio', 'stagnaio', cc. 1392, 1398; -UNUS (§ 64): cors. *kabrúnu* (*furmál'u gábrúnu* 'formaggio di capra'), c. 1165; -ONE (§ 65): cors. *babbóne* 'nonno', *mammóne* 'nonna', c. 542, *dopudumanóni* 'il giorno dopo domani l'altro', c. 661; -ANEUS (§ 68): cors. *filánñu* 'filare', c. 822, *bellánña* 'pellicola del tronco d'albero', c. 833; *kullánña* 'giogaia del bue', c. 1116, *altánña* 'aquila', c. 1310, *peđanñóla* 'sentiero', cc. 730, 823; -INEUS (§ 69): cors. *kabidñğulu* 'capezzolo', cc. 288, 1106; -ONEUS (§ 71): cors. *ğrif-ğññu* 'brizzolato', c. 57; -ARIUS (§ 75): cors. *karnáğju* (*taulu gárnáğju*), 'tagliere' c. 1621, *ćirkadáğje* 'spigolatrici', c. 867, *vakkáğa* 'recinto per le vacche', c. 1033, *filandáğa* 'filatrice', c. 1673; -eri, -era (§§ 82-84): cors. *tal'éra* 'mietitura', c. 866, *mul'akkéri* 'cavalieri della festa nuziale', c. 474, *spicćéra* (*a spicćéra* 'presto'), c. 364; -orio (§ 86): cors. *faććidóğa* 'fattura del pane per la settimana', c. 1638, *fressóğa* 'padella', c. 1604, *fil'adóğje* 'pecore di due anni', c. 1132, *fattóğje* 'forme in cui si mette il formaggio a seccare', c. 1163; -osus (§ 87): cors. *danniviğófsu* 'impetuoso', c. 715, *faundiğsa* 'afosa', c. 588; -UTU (§ 92): cors. *ćerbellútu* 'intelligente', c. 16, *ćikkútu*, *ćikkulútu* 'testardo', c. 20, *pinnutu*, *alutu*, c. 1314, *bayiğđutu* 'chi ha la bazza', c. 123; -iccus (§ 112): cors. *anníkka* 'Annetta', c. 563; -ACCU (§ 115): *pinnákkku* 'pennato', c. 1067; -ELLUS (§ 117): cors. *ğyastélla* 'schiacciata', c. 1647; -OTTU (§ 125): cors. *panzarótti* 'dolci casalinghi', c. 1652; -ONCU (§ 127): cors. *ğallónča* 'castagna vuota', c. 996; -ANCU (§ 129): cors. *kalánka* 'monte scosceso'; -ANCIU (§ 130): cors. *filánču* 'falco', 'sparviero', cc. 1294, 1310.

Finalmente osserverò come caratteristici del corso molti composti che richiamano i tipi sardi: Doppio sostantivo (§§ 168-171): cors. *agėllidóbi* 'pipistrelli', *ALECors.* c. 1314, *kəđivórcula* 'forfecchia', c. 1336, *pàlivórnru* 'fruciandolo', c. 1645, *tėrabíppa* 'argilla', c. 702. Sostantivo e aggettivo (§ 172): *bəkkapánzulu* 'sbadiglio', c. 139, *ćát-tamulína* 'farfalla', c. 1328, *ćėkkulupeládu* 'calvo', c. 58, *kàppuđúru* 'ostinato', c. 414, *piğyanivğsa* 'nevischio', c. 632, *prùniánki* e *tàngu-ğiánku* 'biancospino', c. 1044, *təbibinnúdi* e *təbalúdi* 'pipistrelli', c. 1314. Aggettivo e sostantivo (§ 173): cors. *antiguğabbğ* 'trisa-volo', c. 543, *fałğómmu* 'spauracchio', c. 858, *malağėlla* 'civetta',

c. 1312, *midrōnkulu* 'schiappa', c. 1074, *milāmpu* [n um...] 'in un batter d'occhio', cc. 87, 643. Verbo e nome (§ 174): *bāttagulēllu* 'capitombolo', c. 22, *gabbamērla* 'civetta', c. 1313, *mānḡaḡrōccu* e *mānḡaḡaf~u* 'cerambice', c. 1323, *pāssafāku* 'fiore del fieno', c. 922, *štrōnkaḡōllu* 'burrone', c. 706, *ššāppaḡōri* [a...] 'a rotta di collo', c. 370, *tāl'amīnču* 'grillotalpa', c. 1332, *tāl'amminča* 'forfecchia', c. 1336. Nome e verbo: cors. *bāttadāccine* [farēmmu...] 'occhio per occhio', c. 97. Imperativo e costrutto proposizionale (§ 175): cors. *bōlamfranča* 'coccinella', c. 1323, *lāmpassēčče* [a...] 'a diretto', c. 607, *lōdaršine* 'ride ben chi ride l'ultimo', c. 153. Doppio imperativo (§ 176): cors. *arḡēḡeppōrta* e *portarēḡa* 'pettegolo', c. 179, *čōkkitačōkkita* 'raganella', c. 1924. Doppio avverbio: cors. *dummanellā* 'il giorno dopo domani l'altro', c. 661, *nānzaḡarrimāni* 'ieri l'altro', c. 662. Avverbio e sostantivo: *ārči-missīāu* 'bisnonno', *-mamḡone*, *-minnāna* 'bisnonna', *-ḡakkarōne*, *-missīaḡōnu*, *ārči-ārčiḡabbō*, *katarčiḡabōne* 'trisavolo', c. 543, *lōngaffiūme* 'argine', c. 712. Il tipo *ignicomus* (§ 178) è, come in Sardegna, largamente rappresentato in Corsica, e alle forme che il W. (p. 145, N 1) cita dal Carlotti, possiamo aggiungere: *ānkidōrtu*, *ḡḡāmbištḡāmbu* 'dalle gambe storte', c. 308, *baḡēḡilōngu* 'chi ha la bazza', c. 123, *baḡēḡdivurkātu*, *baḡēllitavunātu* 'chi ha il mento con la fossetta', c. 124, *brāccimōnku* 'monco', c. 248, *dēntiōppiū* 'chi ha un sopraddente', c. 167, *fāccīrubbinōfsu* 'chi ha le lentiggini sul viso', c. 1839, *kabēlli-ḡastānḡīnu* 'dai capelli castagni', c. 55, *-nēru* 'dai capelli neri', *-iōndu* 'biondo', c. 56, *-riccādu*, *-ricculādu* 'ricciuto', c. 57, *-iānku* 'canuto', ivi, *nāsiḡākkātu*, *nāsiḡappulātu* 'chi ha il naso rincagnato', c. 105, *ōčči-nēru* 'chi ha gli occhi neri', c. 77, *-mfussādu*, *-nkaravunādu*, *-vatikātu* 'chi ha gli occhi pesti', *-ḡōrrulu*, *-stōrtu*, *-štḡambu*, *-fbōltu* 'chi ha gli occhi torti', c. 83, *kābi-biōta*, *-lēḡḡēra* 'frivola', c. 1313, *ḡūliskeccādu* [biḡe...] 'vive in ozio', c. 419, *līngui-lōngu*, *-fbrulātu* 'chiacchierone', c. 177, *-mpalpādu* 'chi ha la lingua impacciata', c. 174, *mānilārgu* 'pródigo', c. 411, ecc.

Il bel volume del W. si presterebbe ad una comparazione ben più larga e quindi più significativa; ma è tempo di chiudere queste note nelle quali mi sono già troppo indugiato. Voglio soltanto sottolineare ancora l'acutezza con cui il W. spiega (p. 3-4) la scarsità di suffissi di carattere affettivo nel parlare dei Sardi, mettendola in rapporto con la loro indole austera, riservata, per la quale essi, sotto l'impulso delle passioni più violente come l'odio e l'amore, preferiscono i fatti alle parole, nel che si distinguono dalle genti meridionali inclini alla loquacità. La rapidità con cui i Sardi sembrano prorompere all'azione m'indusse anni fa<sup>1</sup> a giudicare impulsivo, quasi

<sup>1</sup> Cf. *Leggende e tradizioni di Sardegna*, in Bibl. ARom., S. II;

irriflessivo il loro carattere, ma su tale giudizio mi lasciò assai dubbioso una bella conferenza di Gavino Gabriel che rilevava invece «il carattere speciale della riflessione e della meditazione dei sardi, la quale è così intima, così raccolta e profonda che nulla di essa appare al di fuori: quindi l'atto sembra, ma è tutt'altro che impulsivo»<sup>1</sup>. A questo giudizio si arriva anche dalle considerazioni che, intorno all'uso dei suffissi nelle parlate sarde, fa ora il W. il quale, anche in ciò, dimostra la profonda conoscenza ch'egli ha della vita e dell'anima di quelle genti alle quali ha dedicato la miglior parte della sua attività scientifica. Ed io non so pensare a lui senza associare al suo nome quello di un altro appassionato studioso, di Antonio Taramelli cui la Sardegna deve i ritrovamenti e gli studi archeologici che rivelarono la potenza e gli splendori dell'età nuragica; gl'Italiani e in modo particolare i Sardi non debbono dimenticare questi due nomi, ma onorarli come onorano quelli del Porru e dello Spano.

Istituto di Glottologia dell'Università di Bologna

Gino Bottiglioni

★

GIANDOMENICO SERRA, *Continuità e sviluppo della voce latina «civitas» nel sardo medioevale*. Separata da *Revista Portuguesa de Filologia IV* (1950), p. 5-19.

GIANDOMENICO SERRA, *Nomi personali d'origine greco-bizantina fra i membri di famiglie giudicali o signorili del medioevo sardo*. *Extrait de Byzantion XIX* (1949), p. 232-246.

GIANDOMENICO SERRA, *Sedi e terre di Sardegna* (Toponomastica spicciola), in: *Beiträge zur Namenforschung I* (1950), p. 283-288.

GIANDOMENICO SERRA, «La Marmilla» (Cagliari), in: *Lingua Nostra* 1950, p. 13-15.

Giandomenico Serra, dessen zahlreiche und weitschauende Untersuchungen über Orts- und Personennamen, besonders aus seiner norditalienischen Heimat, seinen Namen allbekannt gemacht haben<sup>2</sup> und der das Urkundenmaterial wie wenige übersieht und

vol. 5, Genève 1922. Elementi e caratteri generali della leggenda sarda, p. 33-36.

<sup>1</sup> *Leggende e trad.* Poscritta, p. 36.

<sup>2</sup> Cf. J. JUD, *VRom. 11* (1950), 339-344.

beherrscht, hat sich, seitdem er den Lehrstuhl in Cagliari eingenommen hat, auch den Fragen der sardischen Toponomastik und Onomastik zugewandt. Diese werfen eine Unmenge von Problemen auf, die auf den verworrenen mittelalterlichen Schicksalen der Insel beruhen, auf den sich kreuzenden kulturgeschichtlichen und sprachlichen Einflüssen und auf dem Umstand, daß die vorrömische Sprache – die man mangels besserer Anhaltspunkte am einfachsten Protosardisch oder Paläosardisch nennt – uns nach ihrer Zugehörigkeit und Struktur unbekannt ist, wenn auch Tausende von Orts-, Flur- und Personennamen von ihr zeugen. Deshalb ist es nur zu begrüßen, daß ein in diesen Fragen so erfahrener Forscher wie G. Serra sie zum Gegenstand seiner Untersuchungen macht. Und diese beschränken sich natürlich nicht auf die eigentlichen Ortsnamen, sondern umfassen auch alles, was sonst damit zusammenhängt.

Der Verf. hat die große Aufmerksamkeit gehabt, den in der portugiesischen Zeitschrift *RPF* veröffentlichten Aufsatz über *civitas* mir zu widmen. Ich fühle mich daher verpflichtet, ihn eingehender zu besprechen, als das sonst bei Zeitschriftenaufsätzen üblich ist, und im Zusammenhang damit auch einige andere Beiträge heranzuziehen, die der Verf. der sardischen Toponomastik in den letzten Zeiten gewidmet hat.

Der Verf. geht in seinem *civitas*-Aufsatz von einigen Ausdrücken aus, die im Sardischen eine Vereinigung von Personen bezeichnen, und spricht zunächst von camp. *boddéu* 'circulu de personas po quistionai e passai su tempus allirgamenti' (Porru); 'nucleo di capanne di pastori', angeblich log. nach Serra, der sich auf Salvioni, *ASa*. V, 223 beruft; aber in Wirklichkeit bezeichnet Salvioni das Wort ganz richtig als campidanesisch (ebenso wie Porru und Spano), und in der Tat ist heute das Wort nur im Campidano bekannt. Es bedeutet hier in erster Linie 'case unite di pastori, casolari' und ist besonders charakteristisch für das Sulcis, wo ein *boddéu* die Vereinigung von mehreren *furriadróžus* ist, d. h. eine Gruppe von Lehm- und Schilfhütten, an die eine runde Mauereinfriedigung anschließt, in der nachts das Vieh untergebracht wird (von *furriai* im Sinne von 'hineintreiben'). Näheres über die *furriadróžus* und *boddéus*, bei Maurice Le Lannou, *Pâtres et Paysans de la Sardaigne* Tours 1941, p. 152. Die Herkunft aus *collegium* hat man längst erkannt. Daß der Ausdruck früher weiter verbreitet war, beweist der Flurname *Monte Oddéu* bei Orgósolo, den Serra mit Recht beizieht (nach Spano, *Vocab. Geogr.*, p. 32); als *Goddéu* oder *Oddéu* ist eine Gegend bei Urzulei auf der *Carta Archeologica* 208, III, Nr. 20–22 verzeichnet.

Daß mit diesem *boddéu* das camp. Adjektiv *boddianu* 'sociabili,



chi facilmenti s'arregollit cun is aterus' (Porru) zusammenhängt, liegt auf der Hand. Serra führt es auf das *golleganes, golleanes, colleanes* der mittelalterlichen Urkunden zurück, das er als 'corporati, membri di un collegio' auffaßt. Dieses wäre nach ihm eine Ableitung von lat. *collega* 'membro di un collegio, socio di una magistratura', 'ma flessa, nella tardissima latinità', in -a, -anis, al pari di *barba, barbanis* che ha dato al tarentino la voce *barbane* 'zio', di *sacrista, -anis*, che ha dato al toscano *sagrestano*, di *scriba, -anis*, che ha dato al francese *écrivain*, all'italiano *scrivano*, all' a. camp. e log. *iscrianu* 'scrivano' (p. 7). – Aber daß die sardische Form *iscrianu* direkt auf die lateinische zurückgeht, ist durchaus unwahrscheinlich, schon weil es sich um einen Ausdruck der Kanzleisprache handelt; es ist sicher weiter nichts als eine Sardisierung des italienischen Wortes.

Die Erklärung Serras für die mittelalterlichen Formen *colleanes, golleanes* mag zutreffen, obwohl es merkwürdig ist, daß, wie der Verf. selbst bemerkt, diesem in lateinischen Urkunden der Zeit *collectanei* entspricht («et Chrispulli Cauli Mayori de Busaquesos cum collectaneos suos»: Tola, *Codex Diplom. Sard. I*, p. 341) und obwohl A. Solmi, *La Costituzione sociale e la proprietà fondiaria in Sardegna*, Firenze 1904, p. 32 (= ASI 1904) auch die Form *golleanos* (ich kann nicht feststellen, aus welcher Quelle) kennt. Dagegen glaube ich nicht, daß das heutige *boddianu*, nach Serra 'svoltasi ad un senso di civile socievolezza da una sua fase medioevale', ein direkter Ableiter des mittelalterlichen juristischen Ausdrucks ist; es erklärt sich viel besser als Ableiter von *boddèu* selbst als derjenige, der sich mit anderen zu einem *boddèu* zusammenschließt.

Hierauf geht Serra zu dem Ausdruck über, der ihm zu seinem Artikel Anlaß gegeben hat. Er glaubt beweisen zu können, daß die sardischen Formen *kita, kida* usw. auf ein schon lateinisches *civitas* (Nom.) zurückgehen und daß dieses *civitas* «si era ridotto, col dileguo della -v- e sullo stampo delle voci latine *ditis* per *divitis* e simili, a *kita*, certamente in età latina ancora» (p. 18).

Serra geht ausführlich auf die Geschichte und das Vorkommen des sardischen Wortes ein. Die *kita* war bekanntlich im alten Sardinien der Judices eine Art Körperschaft, an deren Spitze ein *maior* stand; sie wurde durch die *corona de logu* einberufen und stand dem Jux zur Seite. Später wurde aus der *kita* eine Art Wachtgarde, die nach den Sassaresischen Statuten von den vier *quarteris* der Stadt abwechselungsweise gestellt wurde, und da diese vier *kitas* sich wöchentlich ablösten, kam *kita* zu der Bedeutung 'Woche', die es schon in den Statuten und in der Carta de Logu angenommen hat und heute mit den entsprechenden Lautvarianten auf der ganzen Insel hat (das alte Wort für 'Woche' war auch in Sardinien *septimana*, wie

sich aus Stellen des Condaghe di S. Pietro di Silki und der cagliaritanischen Urkunden ergibt, s. Wagner, *Lingua Sarda*, p. 74).

Die von Nichtlinguisten (Spano, Bonazzi, Besta) früher geäußerten etymologischen Vermutungen verdienen keine ernstliche Beachtung (Serra, p. 12). Auch der von Serra nicht erwähnte Erklärungsversuch von J. Subak, *ZRPh.* 33 (1909), 479 s. ist als verfehlt anzusehen. Subak meint zunächst (zu Körting, *Wtb.*<sup>3</sup>, Nr. 2228), das bei Monaci, *Crestomazia*, p. 10 in der dort abgedruckten Originalurkunde aus dem Staatsarchiv von Pisa vom Jahre 1173 vorkommende *Kivita* (Monaci, Zeile 5) zeige, daß «altsard. *ckita* hierher gehöre». Doch ist in dieser Urkunde nicht von der *kita* die Rede, sondern es wird dort ein «*piscupu Bernardu de Kivita*» erwähnt, offenbar ein Festländer, der Bischof von Kivita (Civitavecchia?) ist; hierin kann man also keinen Beweis für die Identität von *kivita* und *kita* sehen. Subak will dann das *kita* = *quarteri* von dem *kita* 'Gefolge' trennen und glaubt, das letztere sei *societas* (mit 'o > 'a «und dann *sa* als Artikel aufgefaßt») (!). Über die Unmöglichkeit dieser Deutung braucht man kein Wort zu verlieren.

Die einzige beachtenswerte Etymologie, die bisher vorgebracht wurde, ist das von Meyer-Lübke, *Altlog.*, p. 58 vorgeschlagene *accita* (auch *REW* 76), das, «wenn die Bedeutung 'Gefolgschaft' die älteste ist», wohl passe. Und daß in der Tat diese Bedeutung die zugrunde liegende ist, ergibt sich aus den Texten. Und es stimmt auch, daß diese Körperschaft durch die *corona de logu* einberufen wurde.

Serra (p. 127) sagt von der Etymologie *accita*, daß sie «rappresentava dal punto di vista fonetico, formale e in parte anche semantico un risultato in cui le nuove linfe della scuola scientifica, inaugurata dal Diez, confluivano a maturare sul tronco della realtà viva la promessa del frutto che della vita racchiude i germi perenni e ne rinnova le vicende e gli aspetti particolari». Aber er hält sie gleichwohl nicht für stichhaltig und fügt hinzu: «Ma l'etimologia è l'espressione, non solo dei vincoli fonetici e formali che legano fra loro gli aspetti e la struttura d'una qualsiasi voce, ma è l'espressione compendiosa di tutta la storia, di tutte le fasi di un vocabolo» (p. 13).

Serra begründet im übrigen seinen Einspruch gegen *accita* nicht näher; für ihn ist das Etymon *ci(vi)la(s)* so sicher, daß er offenbar eine Erörterung der Gründe, die für das von Meyer-Lübke angesetzte Grundwort sprechen können, für überflüssig hält. Für ihn ist die *kita* ein «collegio, corpo», das sich, wie aus dem Ausdruck *corona de kida de gente anziana* hervorgehe, aus den «assessori, come ora si direbbe, del consiglio municipale della repubblica medievale di Sassari» bestand, «non tanto per la funzione specifica di tali *antiani*, quanto per il carattere di cui sono investiti: di rappresen-

tanti legali della comunità municipale ossia della cittadinanza, della *civitas*» (p. 15), und er betont nochmals: «La *kita* era dunque la *ci(vi)ta(s)* nella rappresentanza tradizionale dei suoi ordini legali.» Aber wenn das für die *kita* zur Zeit der sassaresischen Republik vielleicht bis zu einem gewissen Grade zutreffen mag, so ist es doch sehr fraglich, ob die *kita* aus der Zeit der Judices – und damals, nicht zur Zeit der Republik Sassari ist das Wort aufgekommen – in gleicher Weise als eine Vertretung der *civitas* angesehen werden kann.

Auch die lautliche Seite der ganzen Frage scheint mir keineswegs so glatt zu sein, wie sie Serra hinstellt. Die Ansetzung eines schon lateinischen *\*ciita(s)* mit Fall des *-v-* ist bedenklich, nicht nur weil im Gegensatz zu *dites-divites*, das reichlich belegt ist, nirgends eine Form *\*ciita* nachweisbar ist, sondern auch deshalb, weil keine weiteren romanischen Formen mit etwelcher Sicherheit auf ein solches *\*ciita* zurückgehen. Für die angesetzte Form *\*ciita* glaubt Serra Spuren in den cagliaritanischen Urkunden zu finden, in denen eine Kirche von *sanctu Sadurru de Chiida (Giida)* öfters erwähnt wird; aber wer gibt uns eine Gewähr dafür, daß dieser Name wirklich mit *civitas* identisch ist (auch wenn Serra aus dem *Codex Diplom. Sard.* aus einer ganz anderen Gegend die «*ecclesias . . . S. Salvatoris et S. Luciae de Civita*» anführt)? Auch wenn der Verf. (p. 14) die Form dieses *Chiida* gegenüber heutigem (und schon altsardischem) *kita* mit altcamp. *pidii* aus *petivi* vergleicht (wobei er zudem vergißt, daß er ja überhaupt nicht von *civita*, sondern von einem nach ihm schon lateinischen *\*ciita* ausgeht), so scheint mir das nicht beweisend. In älteren sardischen Texten kommen jedenfalls noch die alten Formen mit *-v-* vor: *petivit* (CSNT 313), *partivi* (CSMB 32 usw.), *partiui* (CSP 35, 38); *moriuitili* (CSP 146); *moribit* (CSNT 11, 39, 45) usw., dagegen niemals ein *civita* im Sinne von *kita*. Fest steht nur, daß – abgesehen von dem durchaus fraglichen Eigennamen *Chiida* – von unserem Wort in alter und neuer Zeit einzig und allein die Formen *kita*, *kida* (und gelegentlich in späteren Urkunden mit hispanisierender Schreibung *quida*) belegt sind.

Zweifelloos gibt es Spuren von *civitates*, die sich in verschiedenen Flurnamen als *sa Kitade* erhalten haben (und solche habe auch ich, unabhängig von Serra, in meiner *Lingua Sarda*, p. 74 s. angeführt). Serra, p. 15 zieht auch die Nuraghennamen *Sa Chida* (Bono) und *Sas Chidas* (Bóttida) und die Punta *Sa Chida* heran, die nach ihm natürlich *\*ciita* entsprechen; doch vermischen wir für die angenommene Identität mit *civitas* eine ausreichende sachliche Unterlage.

Viel wichtiger ist jedoch die Frage, ob man berechtigt ist, die Bedeutung von *civitas* dem altsard. *kita* zu unterschieben. In den alten Texten bedeutet es auf jeden Fall immer nur 'Schar, Gefolge',

wenn auch in Anwendung auf die Körperschaft, die den Judex beriet, und das führte zur Zeit der sassaresischen Republik dazu, daß Wort und Begriff auf die bürgerliche Wachtgarde übertragen wurden. Alle die schönen Worte, die Serra auf die «*civitas latina, luminosa e perenne meta di civiltà*» verschwendet, überzeugen uns nicht davon, daß bei der alten *kita* auch nur im entferntesten der Gedanke an diese blendende «*civitas latina*» vorschwebte und daß die Basis von sard. *kita* das lat. *civitas* war.

Serra hat, wie gesagt, in seinem Aufsatz die von Meyer-Lübke angesetzte Ableitung von *accita* keiner eingehenden Widerlegung gewürdigt und hat auch nicht erwähnt, daß dieser REW 76 und schon in Anlehnung an Salvionis *Appunti sull'antico e moderno lucchese* (AGI 16, p. 446) in seiner Besprechung, ZRPh. 32 (1908), p. 498, das altlucch. Wort *gita* herangezogen hat. Dieses bedeutet 'corteo, processione, compagnia', 'gruppo di persone delegate a un ufficio', 'l'ufficio stesso o il tempo di sua durata' (Salvioni, l. c.). I. Nieri, *Vocabolario Lucchese*, p. 88 übersetzt es mit 'quantità di persone o di cose che vanno unite insieme per un fine comune', und man liest in einer lucchesischen Urkunde von 1300: «Per lo collegio de' signori Antiani si elegano sei *gite* di misuratori e notai» und ähnlich in anderen Urkunden. Man kann nicht leugnen, daß diese Bedeutung auffällig an die des sard. *kita* erinnert; ja sogar, daß diese *gite* für das Kollegium der «signori Antiani» gewählt wurden, stimmt mit der sardischen *corona de kita de gente anziana* überein. Daß also ein Zusammenhang zwischen dem altlucch. *gita* und dem altsard. *kita* besteht, läßt sich kaum abstreiten. Meyer-Lübke, ZRPh. 32, 498 meint: «Lautlich lassen sich die Wörter schwer vereinigen, wenn nicht etwa lucch. *gita* eine Anlehnung an *gire* zeigt. Direkte Ableitung von letzterem ist begrifflich schwierig.»

Angesichts der nahezu vollständigen Übereinstimmung in der Bedeutung des altlucchesischen und des altsardischen Ausdrucks kann man sich fragen, ob nicht *kita* in Sardinien überhaupt ein Toskanismus ist, insbesondere wenn man bedenkt, daß das Ähnliche bedeutende *iscolca*, das auch schon in log. und camp. Urkunden vom 11. Jahrhundert an begegnet, ein zweifellos toskanisches Lehnwort ist, wie schon der Tonvokal *ó* beweist.

Ein Wort verdient auch noch *buiakesos*, über dessen genaue Bedeutung man sich nicht klar ist. Auch die *buiakesos* waren eine Körperschaft mit einem *maior* an der Spitze, aber sie scheinen eine von der *kita* verschiedene Organisation gewesen zu sein. In den Urkunden des *Codex Diplom. Sard.* kommt das Wort in den merkwürdigsten Formen vor: *bulliakesos*, *puliacesos*, *baiacesos*, *busakesos*, *bivachasios*, «disparità dovute ad errore di trascrizione e a storpiature di notai», wie Bonazzi im Glossar zum CSP, p. 147 sagt. E. Besta, *Arch. Stor.*



*Sardo II*, 429 hat aus einer Originalurkunde, die in Genua aufbewahrt wird, die Form *buliakesos* als die mutmaßlich ursprüngliche angesehen und übersetzt das Wort mit 'guardie di palazzo'. Aber auch daraus ist der Ursprung des Wortes nicht ersichtlich, und die vielfach abweichenden Schreibungen und die Unbestimmtheit der wahren Bedeutung machen eine einigermaßen sichere Deutung zu einem Ding der Unmöglichkeit, solange man nicht bessere Anhaltspunkte finden kann. T. Zanardelli, *Manipolo*, p. 104 ss. hatte, auf die Form *busakesos* aufbauend, behauptet: «che sarebbero dunque originariamente un corpo di militi che trassero il loro nome dalla città di Busachi» (Busachi ist allerdings nur ein bescheidenes Dorf und keine Stadt). Nun nimmt Serra die Form *puliakesu* zum Ausgangspunkt und glaubt den Namen von (A)*pulia* herleiten zu können: «dal territorio bizantino donde sarebbe stato trasferito in Sardegna in età bizantina un corpo di milizie addette alla guardia di ufficiali superiori», quali il *praeses* ossia *iudex* o il *dux* bizantino di Sardegna» (p. 7); aber diese Vermutung ist eine reine Hypothese des Verf., der nicht imstande ist, eine historisch erwiesene oder sonstige sachliche Stütze für seinen Einfall vorzubringen, denn wenn er auch das Vorkommen einer «*soror Bullia Fave*» im CSP 347 als Beweis für die Ableitung von *Apulia* anführt, so ermangelt auch diese Annahme jedes tatsächlichen Anhaltspunktes.

Serra schätzt den byzantinischen Einfluß in Sardinien, auch soweit die Sprache in Betracht kommt, sehr hoch ein, bedeutend mehr als andere Forscher, wie A. Solmi, Ettore Pais, G. Rohlfs und der Schreiber dieser Zeilen. In einem Artikel «*Nomi personali d'origine greco-bizantina fra i membri di famiglie giudicali o signorili del medioevo sardo*» (in *Byzantion*, vol. XIX [1949], p. 223–246) bemüht er sich, eine Reihe von mittelalterlichen sardischen Personennamen aus – meist erschlossenen – griechisch-byzantinischen Formen abzuleiten. Abgesehen von einigen schon bisher als griechisch angesehenen Namen (cf. *Lingua Sarda*, cap. VI: L'elemento greco e bizantino, p. 153–169), die Serra zum Teil noch eingehender belegt und beleuchtet, findet man darunter manches Ansprechende, wenn auch – wie es die heikle Natur des Gegenstandes mit sich bringt – keineswegs durchaus Gesicherte. Die Beurteilung dieser Deutungen, soweit es sich um die angesetzten byzantinischen Formen handelt, muß den Byzantinisten überlassen werden. Schon der Herausgeber von *Byzantion*, H. G(régoire), hat in einer Schlußnote Bedenken hinsichtlich mancher Aufstellungen geäußert: «Les byzantinistes seront très reconnaissants à M. G. Serra du riche matériel onomastique qu'il a bien voulu mettre à leur disposition. Et il est inutile de les mettre en garde contre le péril d'identifications téméraires. Plusieurs des «correspondants grecs» reconstruits par M. Serra sont

évidemment impossibles. Il faut rayer Γέτις (p. 237). Je ne crois guère à Κύπαρος, prototype supposé de *Zipper*, *Cipari*, ni à *Kerkis* et à quelques autres.» Bezüglich der Ableitung des altsardischen Namens *Zippari* und ähnlichen von einem griechischen Κύπαρος muß man auch vom Standpunkte des Sardischen aus Einspruch erheben. Serra beruft sich (p. 237, N 4) auf die Palatalisierung von *ke-*, *ki-* in griechischen Dialekten; aber eine solche kann schwerlich für die Zeit angenommen werden, in der griechische Namen in Sardinien eindringen, und unzweifelhaft griechische Namen mit *ke-*, *ki-* bewahren auch im Sardischen den Verschlusslaut, wie *Mabrikellu*, *Maurikellu* = Μαυρίκιος; *Simpliki* = Συμπλίκι(ς) (*Lingua Sarda*, p. 166). Nun erscheint *Zipari* usw. niemals mit *ki-* und endet immer auf *-i*, niemals auf *-u*; zudem kommt das Wort auch als Flurbezeichnung vor (*«petra dessu cipiri»*: CSMB 1 c), und heute noch gibt es einen Bergnamen *Zippiri* bei Villacidro. Die Namen sind nur in südsardischen Urkunden bezeugt, und damit stimmt überein, daß *tsippiri* als Name des Rosmarins nur im Campidano und in der südlichen Barbagia vorkommt, und in diesem hat V. Bertoldi, in *La Parola del Passato I* (1947), p. 31 ss. ein punisches Wort erkannt, das eine nicht zu mißdeutende Stelle im Pseudo-Apuleius ausdrücklich als solches bezeugt: *«A Graecis dicitur libanotis, alii ycteritis, Itali rosmarinum, Punici zibbir.»* Wenn das südsardische Wort für den Rosmarin wirklich, wie Serra meint, auf einem *kyperus* beruhte, würde man sich eine Form wie \**čīḃeru* erwarten, aber niemals *tsippiri*, und einzig und allein in dieser Form tritt das Wort auf (mit der Variante *stppiri* in denjenigen südlichen Mundarten, die für *ts* : *s* sprechen (HLS, § 167).

Auch die von Serra aus dem *CIL VIII*, 9248 (Algier) angeführte Inschrift, die der *«memoriae Flavi Ziperis»* gewidmet ist, bezieht sich offensichtlich auf einen Afrikaner, und ebenso *Zibir* in *CIL VIII*, 17979 (bei Serra, l. c.).

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Serra den römischen und griechischen Einschlag in der sardischen Onomastik und Toponomastik zu hoch und den des einheimischen Elementes zu niedrig einschätzt. Es ist bekannt, daß Sardinien von sichtlich vorrömischen Orts- und Flurnamen übersät ist wie kein anderes Gebiet der Romania. Diese Namen haben auch meist ein von der romanischen Struktur und insbesondere Akzentuierung stark abweichendes Äußeres (Festländer und Fremde pflegen die sardischen Eigennamen meist unrichtig zu betonen, d. h. ihren eigenen Betonungsverhältnissen gemäß, und erregen dadurch den Spott der Einheimischen). Serra hat in neuester Zeit das Bestreben, auch solche Namen auf lateinische Basen zurückzuführen. So soll *Assémini*, älter *Arsémini*, nach Serra (*Beiträge zur Namenforschung I*

(1950), p. 283 ss.) ein *arsum semen* sein und soll eine Juxtaposition darstellen wie *malaódza* und ähnliche und würde an *Maria d'Arsumen* eine Stütze finden und ein «riscontro più evidente si ha nel nome locale del *Planu de Semensiccu*»; aber in letzterem Falle entspricht die Zusammensetzung wenigstens den Gesetzen des Sardischen, wogegen ein *arsum semen* ganz gegen die sardischen Gewohnheiten verstößt, da ein konkretes Adjektiv stets dem Substantivum folgt und ihm nie vorausgeht<sup>1</sup>. Was die Gestalt von *Assémini* betrifft, so bedenke man, daß in Sardinien *Astémini* als Bergname in der Nurra (Spano, *Vocab. Geogr.* 24) und ein Ortsname *Soléminis* (*ib.* 108) vorkommt und daß ähnliche Ausgänge in *Duscámine* (Nuraghe bei Nule: *Carta Arch.* 194 (Ozieri) II, n° 28), *Barúmini*, *Olómene* vorliegen.

Den Ortsnamen *Gúspini* leitet der Verf. aus *cuspidē* ab (*l. c.* 285–286), wobei die lautlichen Parallelen *camp. kríspini*, *reat. tréspene* aus *tripes* (*REW* 9812) ins Feld geführt werden. *Camp. kríspini* würde bezüglich seines Anlautes einer besonderen Erklärung bedürfen, die aber hier zu weit abführen würde; jedenfalls steht daneben *trébini*, und dieses dürfte auf eine schon lateinische Nebenform *tripīne* für *tripīde* zurückgehen, da es auch in süditalienischen Dialekten vorkommt (Rohlf's, *Donum Natal. Jaberg*, p. 74) und wahrscheinlich dem port. *trempe* zugrunde liegt (cf. Meyer-Lübke, *Einführ.*<sup>3</sup>, § 178, p. 186; *REW* 8912). Dem Sardischen ist jedenfalls ein Wechsel *d > n* nicht geläufig. Daß im Amalfitanischen ein Name *Cospi*, *Cospidi* vorkam (p. 286), besagt nichts für Sardinien. Zu bedenken ist vor allem auch, daß *cuspidis* durch kein sardisches Appellativ vertreten ist, und es wäre denn doch sehr merkwürdig, wenn es gerade allein in einem Ortsnamen erhalten geblieben wäre. Daß *Gúspini* in einer hügeligen Gegend liegt (doch trägt, soviel wir wissen, keiner dieser Hügel diesen Namen), scheint uns auch nicht ins Gewicht zu fallen. Zudem heißt auch eine Gegend bei Fonni *Gúspene*, und Ausgänge auf *-ene*, *-ine*, *-ini* sind in sardischen Orts- und Flurnamen sicher vorrömischer Herkunft überaus häufig, wie *Sédini*, *Stisini*, *Gússini* (Berg bei Nurri: Spano, *Voc. Geogr.* 59); *Seméstene* usw.

<sup>1</sup> Der Wandel von *rs > ss* durch Kontaktassimilation ist im Sardischen eine alte Erscheinung und auch in den alten Denkmälern durchaus schon die Regel (*HLS*, § 276); gelegentlich kommen in alter Zeit daneben latinisierende Schreibungen vor, wie *arsu*, *ársitu*, *ársidu* (*Stat. Sass.* und *Carta de Logu*), wobei in diesem Falle die Form des Inf. *árdere* mitwirken wird (*HLS*, *ib.*). Die Form *ársidu*, die Serra, p. 285 anführt und auf die er besonderen Wert zu legen scheint, ist nicht «log.» (d. h. modernlogudoresisch), sondern kommt nur in den erwähnten alten Texten vor.

Endlich will Serra den Ortsnamen *Tortoli*, älter *Tortoeli* und ähnlich (l. c. 286–288) von *turtur*, *-ūris* ableiten. Dabei müssen verschiedene lautliche Übergänge angenommen werden, für die es natürlich, wie immer, leicht ist, Beispiele zu finden. Der Name soll aus *\*turturile* entstanden sein; das *-r-* soll gefallen sein wie in *sa gruguista* neben *sa grogorista* 'cresta del gallo'; *sa grokkoīga* neben *krokkorīga* 'zucca'; *fróis* neben *fróris* usw., mit Verweis auf *HLS*. Der Verf. geht aber über die Tatsache hinweg, daß diese Erscheinung auf die campidanesischen Vulgärdialekte beschränkt ist, in denen auch *-l-* sehr schwach ist und gerne schwindet (*HLS*, § 200); dagegen trifft das keineswegs für *Tortoli* und Umgebung zu. In dieser Zone würde man sich auf jeden Fall einen Namen auf *-lle* oder *-lli* erwarten, aber kein *-i*. Auch daß in der Nähe von Bosa eine *Torre Columbarza* existiert, beweist m. A. nichts für die Ableitung von *Tortoli*. Die Betonung ist jedenfalls eine ähnliche wie in *Lotteli* (Gegend bei Buddusò: CA 194 [Ozieri] I NO 16) und *Orrili* bei Lodè (CA 195 [Orosei] IV SO 4), und wir halten den vorrömischen Ursprung auch dieses Ortsnamens immer noch für viel wahrscheinlicher als die nur unter Anrufung aller möglicher Lauterscheinungen (die noch dazu für die Zone gar nicht zutreffen) erzwungene Annahme Serras.

Einleuchtender ist dagegen ein anderer etymologischer Vorschlag Serras bezüglich des Namens *Marmilla* (in *Lingua Nostra*, fasc. I, 1950, p. 13–15). Die *Marmilla* (sard. *Marmidda*) ist eine fruchtbare Ebene des nördlichen Campidano, die nach einem konischen, von einer Burgruine gekrönten Hügel so benannt ist. Serra sieht darin *mamilla* und vergleicht ähnliche, bekanntlich überall zu findende Benennungen von Hügeln und Bergen auf Grund von anthropomorphen Bildern. Der Einschub eines *r* ist keine ungewöhnliche Erscheinung; zwar ist mir eine Form von *mamidda* mit *r* nie begegnet, aber Serra führt ein *ismarmai* 'stralciare i poppaioni di una vite' aus Jerzu an, das dem gewöhnlichen *ismam(m)are* entspricht, und in Spanien begegnet *marmella* neben *mamella*; sardische Beispiele in *HLS*, § 405, worauf auch der Verf. verweist und z. B. ein *mírmi* für *mímimi* in den *Piccioccus de Crobi* von E. V. Melis, p. 25. Da in diesem Falle lautlich und semantisch alles in Ordnung ist und die Tatsache vorliegt, daß die Gegend nach dem konischen Hügel benannt ist, ist gegen die Ableitung nichts einzuwenden. Zudem liegt die *Marmilla* zwischen Forum Traiani, Usellus und Valentia, alten römischen Militärkolonien und Veteranensiedlungen, also in einem nachweisbar früh und ausgiebig von Römern bewohnten Gebiet.

Washington, USA

Max L. Wagner

★



WALTER SCHMID, *Der Wortschatz des Cancionero de Baena*, RH 35, Bern, Francke, 1951, XXXIV/165 p., sFr. 22.—.

It was a pleasure to read this handsome well-printed volume, which contains so much valuable information. The author is to be congratulated on his attempt (supported by wide reading, duly listed in a long and up-to-date Bibliography), by commenting on those words of phonetic, morphological and semantic interest, «den Wortschatz des Cancionero de Baena in ein Verhältnis zum altspanischen und alportugiesischen Wortgut zu setzen» (p. XXV). To achieve this object Dr Schmid relates these words, where possible, to glossaries of Castilian texts of before 1400, to the work of Oelschläger and to the Portuguese Cancioneiros. A certain number of words whose meaning could not be fully elucidated have a question mark appended to them.

In his Introduction the young Zurich scholar assigns this Cancionero to its proper literary setting among other such works. He proves it was written between 1445 and 1453, a transition period between the heyday of the medieval courtly lyric and the stylized poetry of the Renaissance, with its strong Italian influence.

The text used to work on was that of the facsimile edition published by the *Hispanic Society of America* in 1926. (Magnificent though this work is, it is to be hoped that sometime a new edition, more accessible in price, size and readability, may be made available to us.)

Dr Schmid then gives a useful account of the literary technical terms mentioned in the Cancionero de Baena, together with full references to earlier work on this intricate subject. Thereafter a few pregnant pages are devoted to the linguistic peculiarities of the Cancionero. The main bulk of the book however is given up to the complexities of the many interesting words in the text.

I now comment on a few of these words: I regret that the strong Jewish flavour of the vocabulary has so often obliged me to adduce parallels from modern Judaeo-Spanish.

**abenxuxena?** *Con judia abenxuxena / o cohená...* 137v<sub>b</sub>. In the Jud. Span. of Salonica, if not elsewhere, the name *abenšušé* is used to denote, in particular, a person who is the descendant of an aristocratic family and who has no other claim to distinction than his high blood. By extension, it is used to describe anything which is magnificent in appearance only, e. g. *melones el boğ* (Turkish 'size') *de una mandarina*, *por adjentro abenšušé*, *amá* (Turkish 'but') *pasto* ('taste') *de pepino*. The Jews believe that such melons grew in the

Province of Shushan where the Palace of King Ahasuerus was situated (v. Book of Esther, *passim*).

**atramuz** 'altramuz'. Jud. Span. has preserved various popular forms of this word, viz. Salonica *tramús*, Constantinople *attramús*, Bulgarian *atramús*, Morocco *atarmúz*.

**beruena?** This is presumably *verbena officinalis*, 'vervain, lemon-plant'. The Codex to the current British Pharmacopoeia still refers to its recent use as a carminative; see too *vervena*, *bervena*, Cobarruvias, 1001, a, 43. The form *beruena* is quite regular, showing the normal passage of *v...b* to *b...u*, cf. Jud. Span. *bjerbo* < *verbum*. What though are *villena* and *requena* which are quoted in the same context?

**caresa** 'carestía'. In Jud. Span. *kareza* is used to mean 'expensiveness, dearness'. It is not clear whether this meaning is due to the association of *caro* or whether, according to the economic law governing supply and demand, a commodity that is 'scarce' is not *ipso facto* 'expensive [to buy]'.

**gedaqua**. According to Subak (ZRPh. 30, 132) mod. Jud. Span. uses *sedáká* (as a feminine) more frequently than the synonymous *limozna*, or the literary *almazna* (cf. old Navarrese *almosna*, Induráin, *Contribución al estudio del dialecto navarro-aragonés antiguo*, Zaragoza, 1945).

**celebro**. In Salonica the word is used in the lit. sense of 'back of the head' or in the fig. sense of 'brain, understanding', or also fig. as in *a la plasa ande no estankañan de estar řumpjendo selebros para añantar sus řopas*.

**deesa (diessa)** s. f. 'diosa'...; forma usada hasta el siglo XV. It is possible that this word owes its disappearance to *dehesa* < *defensa*, which would have become its homonym when the *s* of the latter began to lose its voiced quality. Thereupon *diosa* (cf. Jud. Span. *djoza*) would be ready to step into the gap.

**desmaydo** p. p., adj., 'desmayado, acongojado'. This adj. may represent a new formation from the verb *desmayar* and not its past participle, cf. Morocco Jud. Span. *me volví a mi caza / muerta y dezmayida*, R 7, 32, Bénichou, *Rev. Fil. Hisp.*, VI. Bénichou says the meaning of his word is unknown and suggests that *desvalida* or *desvalda* are responsible for the form. If that is so, the contamination would appear to be old.

**dontador?** Could this be French *dompteur*?

**entencion.** The popular form *entiçion* 55r<sub>a</sub> survives in Jud. Span. *entisjón* (Salonica), *intisjón* (Constant.).

**entreualo** 'intervalo'. In Salonica Jud. Span. the curious *en este entrebaljo* 'meanwhile' occurs.

**espandidura** 'amplitud, extensión'. Cf. Ferrara Bible *espandidura*, Gen. I 6 'firmament'.

**estrellería.** In Salonica *estre(y)ería* survives in the double sense of 'astrology' and 'amas d'étoiles', and *estreyero* = 'astrologer, stargazer'.

**fadaryo** s. m., voz gallega, 'propensión irresistible, mala fortuna'. Cf. Salonica *yo te eço ðe faða ðe faðarjo ke keðes preñaða d'un kulebro* 'I cast the spell upon thee that thou shalt conceive a snake', Bitolj *fadariu* 'fate, fortune', Luria, *Rev. Hisp.*, Nr. 176, § 170, p. 544.

**guy(l)gal** ... 'rueda', ... 'zodiaco, orbe'. This Hebraism (*galgal*, Jastrow, *Dict. of the Talmud*, New York/Berlin, 1926, p. 244) is in regular use in Jud. Span. to-day in the sense of 'wheel of fortune, fate', e. g. *según mwestros paðres el galgal se troka kaða sinkwenta años*.

**hasan** ... voz hebraica (*hasôn*) 'potentes'. The presence of *sa* suggests that this word may represent Heb. *hazzân* 'superintendent, officer', Jastrow, *op. cit.*, p. 144, though mod. Jud. Span. *hazán*, pl. *hazanín* = 'Cantor'.

**hasino** 'hacino, mezquino, miserable'. Although the normal meaning of Jud. Span. *hazino* is 'ill, sick', it also has the fig. meaning of 'miserable, single' when applied to a piece of money; e. g. *no ðalés (valeis) una pará* (Turkish coin) *hazina* 'you're not worth a fig', so perhaps retaining something of the old Span. sense.

**matanay**, voz hebraica (*matānāh*)?, 'don, arras'. It may be worth noting that *mataná* is, in fact, in common use in Jud. Span. in the sense of 'gift, donation'.

**odurado?** Perhaps *obdurado*; cf. old Span. *cobdo*, mod. *codo*.

**partysta?** Perhaps a metathesis of *patrista*, an ellipsis of *patrístico*.

**pleytes** s. m., 'el que se encarga del pleito'. Cf. Jud. Span. *kale sea* ('debe de ser') *ke los ýiðjós tenemos asimjente ðe pleítezes* 'litigants'.

**preno?** Could this be a pseudo-Portuguese form for Span. *lleno*?

**rresperas.** f., 'esfera'? If this translation is correct, it suggests that the manuscript was copied from an original text in Hebrew characters, in which *פ* (= *p* in cursive script) was written and that the

scribe forgot to insert the diacritic which converts the same character into *f*, or that the copyist overlooked such a possible mark.

**secura** 'sequedad'. Cf. Leonese *secura* 'sequía, sequedad', Garrote, *El dialecto vulgar leonés...*, Madrid, 1947; Jud. Span. *sekura* 'id.'.

**seleşa?** *do el rreşa con synpleşa / pues seleşa perdonanşa* 145 r<sub>b</sub>. This word perhaps represents Heb. *s<sup>e</sup>liḥāh* 'pardon, forgiveness', pl. *s<sup>e</sup>liḥōṯ* 'penitential prayers', Jastrow, *op. cit.*, p. 994. Cf. Const. *seliḥá* 'Morgengebet', Wagner, *Judenspanisch von Konstantinopel*, Wien, 1914, § 178.

**sospecho**. Cf. Jud. Span. *sospeço* 'id.'.

**tanay**, voz hebraica (t<sup>e</sup>nay), condición, merced'? Cf. Salonica *kon tenáḳ ke* 'on condition that'.

Leeds

Cynthia Crews

★

JORGE DIAS, *Os Arados Portugueses e as suas prováveis origens. Estudo Etnográfico*. Coimbra 1948 (Instituto para a Alta Cultura, Centro de Estudos de Etnologia Peninsular); Separata da «Revista da Universidade de Coimbra», vol. XVII (1948). 171 pp.

Wie in der Vorrede zu dieser schönen Veröffentlichung der Leiter des anthropologischen Instituts der Universität Porto und Präsident des «Centro de Estudos de Etnologia Peninsular», A. A. Mendes Corrêa, sagt, ist bisher die Ethnographie in Portugal mit wenigen Ausnahmen ein von «curiosos, amadores ou diletanti» beherrschtes Gebiet gewesen. Das neue Institut in Porto setzt es sich zum Ziele, den Anschluß an die europäische Wissenschaft auf diesem Gebiete herzustellen und aus der Enge der bloßen Liebhaberei herauszukommen. Jorge Dias, der Sektionsleiter an dem genannten Centro ist, sich schon durch eine Studie über das «Vilarinho da Furna» ausgezeichnet hat und an der Ausarbeitung des geplanten Ethnographischen Atlas von Portugal beteiligt ist, hat mit dieser ausgezeichnet angelegten, vorzüglich ausgestatteten und von zahlreichen Karten, Zeichnungen und Photos begleiteten Arbeit über das schwierige Gebiet der Pflüge, in diesem Falle in erster Linie der portugiesischen, ein erschöpfendes Material zusammengestellt und die Herkunft und Verbreitung der verschiedenen Pflugtypen nach allen Richtungen hin erforscht und zu erklären gesucht.

Es ergibt sich, daß drei Pflugtypen, allerdings mit zahlreichen Varianten, in Portugal vorkommen: 1. der Krümmelpflug mit ge-



krümmten Grindel, den der Verf. «*arado de garganta*» nennt; 2. ein Pflug mit gerader Deichsel (*arado radial*); 3. ein schwerer Pflug (*arado quadrangular*). Ohne auf die besonderen Eigentümlichkeiten dieser drei Typen einzugehen, sei hervorgehoben, daß der erstere Typ, der auch sonst im Mittelmeergebiet weit verbreitet ist, im ganzen Süden des Landes bis an den Tejo vorkommt; es ist der Pflug, den man vielfach den «römischen» nennt, was aber eine nicht ganz zutreffende Benennung ist, da dieser Pflug auch schon den Etruskern bekannt war (Verf., p. 50); der «*arado quadrangular*» ist dem nordwestlichen Küstenstrich vom Minho bis zum Tejo eigentümlich, und der «*arado radial*» beherrscht die gebirgigen Gegenden des Nordens. Diese Verteilung entspricht der von dem Geographen Orlando Ribeiro aufgestellten Zonenverschiedenheit des Landes: der Süden ist die Zone der Mittelmeereinflüsse; der Norden (vom Tejo aufwärts) zerfällt in zwei Zonen von verschiedenem Charakter: die atlantische des Küstengebietes und die Berggegend des Nordens mit rauherem Klima, die von den Einflüssen der See kaum mehr erreicht wird. Diese Zonen entsprechen auch verschiedenen Bodenkulturen: in der südlichen (der des «*arado de garganta*») baut man Weizen; in der atlantischen Küstenzone (der des «*arado quadrangular*») Mais, in der nördlichen Berggegend (der des «*arado radial*») Roggen. Wenn auch diese Verschiedenheit des Bodens und der Bodenkultur die Wahl der Pflugarten mitbedingt haben mag, so reicht sie doch nicht aus, um ihre Herkunft zu erklären. Der südliche Pflug geht vermutlich, wie der Verf. annimmt, auf die Kultur von Tartessos zurück und war wahrscheinlich schon vor der römischen Herrschaft im Gebrauch, wenn auch diese zu seiner Verbreitung noch beigetragen haben mag; der «*arado quadrangular*» der Küste, der auch in Galizien der übliche ist, ist Nord- und Mitteleuropa eigentümlich und dürfte nach Verf. durch die Sueven eingeführt worden sein; der «*arado radial*» stellt den archaischsten Typus dar und ist entweder mit den ersten indogermanischen Wanderungen nach dem Lande gelangt oder ist in der zentralen Zone aufgekommen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, zu den Ausführungen und Schlüssen des Verf. Stellung zu nehmen; aber wir wollten die Arbeit in dieser Zeitschrift anzeigen und die Aufmerksamkeit darauf lenken, da es sich um eine zweifellos äußerst gediegene Leistung handelt und da Herkunft und Verbreitung der Pflüge Fragen berühren, die ein allgemeines Interesse beanspruchen können. Die Literatur darüber ist ja allmählich fast unübersehbar geworden. Der Verf. ist darin wohlbewandert, und wenn er die Schwierigkeiten, die sich ihm «*perante a tremenda carência e dificuldades de consulta das nossas bibliotecas*» hinderlich in den Weg stellten, unterstreicht

(und jeder, der die heillosen Zustände der portugiesischen Bibliotheken und Bibliothekbenutzung kennt, kann ihm nur beistimmen), so muß man um so mehr bewundern, wie es ihm trotzdem gelungen ist, die wichtigsten Veröffentlichungen zu benutzen und zu verwerten. Manches allerdings ist ihm entgangen, wie nur zu natürlich; besonders zu bedauern ist, daß er Scheuermeiers prächtiges *Bauernwerk* und den darin enthaltenen, ausgezeichnet orientierenden Abschnitt über die italienischen Pflugtypen nicht benutzen konnte.

Linguistische Absichten liegen dem Verf. ferne, aber er verzeichnet gewissenhaft die Nomenklatur. P. 12 bemerkt er mit Recht, daß man aus der Terminologie keine falschen Schlüsse auf den Ursprung der Gegenstände ziehen dürfe; die lateinischen Ausdrücke besagen noch nicht, daß die Pflugtypen römischer Herkunft sind, wie etwa Rohlf für die baskischen Pflüge annahm<sup>1</sup>. «É indiscutível o valor da filologia como auxiliar da Etnografia, mas não se lhe deve exagerar a importância, nem, sobretudo, pretender interpretar os factos só com o seu apoio, pois os resultados podem ser lamentáveis.» Man darf darauf hinweisen, daß auch die Sprachforscher sich dieser Einsicht nicht immer verschlossen haben. So hat schon Schuchardt (*Anthropos* VI [1911], p. 949) gezeigt, daß im Baskenlande uralte Gegenstände mit lateinischem Wort bezeichnet werden, und auch wir haben in unserem *Ländlichen Leben Sardinens*, p. 148, N 2 bemerkt, daß Teile der sardischen Tracht, die schon auf den altsardischen Bronzestatuetten aus der Nuraghenzeit erkennbar sind, heute nicht nur lateinische, sondern sogar italienische oder spanische Namen haben.

Die portugiesischen Benennungen der einzelnen Teile des Pfluges sind im allgemeinen lateinischer Herkunft oder mit romanischen Mitteln zu erklären; aber es gibt doch einige wenige, die nicht ganz klar sind, wie *aivecas*, *aviacas* mit zahlreichen Nebenformen «as duas peças arqueadas que, na charrua, erguem a terra que se lavra», also die «Ohren» des Pfluges; Coelho (*Portug. I*, 411) leitete es von *ave* ab als einen Vergleich mit den Flügeln der Vögel, was Krüger, *Gegenstandskultur Sanabrias*, p. 191, übernimmt; Spitzer in seiner

<sup>1</sup> Der Verfasser beruft sich auf Rohlf's Artikel «La influencia latina en la lengua y cultura vascas» (*RIEB* XXIV, 1933, p. 339 N 72). Diese spanische Fassung kann ich z. Z. nicht einsehen; in der deutschen («Baskische Kultur im Spiegel des lateinischen Lehnwortes», *Festschrift Voretzsch*, p. 76 N 2) heißt es nur: «Der Pflug ist wohl in der Tat erst in römischer Zeit den Basken bekannt geworden. Das einheimische Instrument zum Umbrechen der Schollen war die *laya*.»

Besprechung von Krügers Werk *NSpr.* 34 (1926), p. 484, denkt an Ableitung von *alapa*, was begrifflich mehr befriedigt, aber lautlich und in den Suffixen keineswegs einwandfrei ist.

Washington, USA

M. L. Wagner

★

MARIA PALMIRA DA SILVA PEREIRA, *A Nespereira*, Estudo linguístico, Coimbra 1949 (Separ. de *Biblos* 24).

L'étude de *mespilus* en Portugal devient intéressante par le fait que le vieux néflier européen (*mespilus germanica*) a failli y être évincé par une autre espèce de néflier, introduit au XVIII<sup>e</sup> siècle du Japon (*eriobotrya japonica*): ainsi nous assistons, à une époque très rapprochée, à l'organisation nouvelle d'une terminologie analogue à celle qui jadis eut lieu pour les noms de la truffe et de la pomme de terre. Le portug. *néspera*, selon l'auteur, désigne en général le fruit de l'*eriobotrya japonica*: seule une région dialectale autour de Porto continue à appliquer *néspera* à la nêfle ancienne après avoir dénommé le fruit de l'arbre japonais par *magnólio*, *maganoro*, *baganoro*, etc. Cette bonne observation, faite sur les choses, est le point de départ d'une étude sur les noms du «*mespilus germanica*» et notamment sur les descendants panromans du mot latin *MESPILU*. L'examen des formes ibéroromanes abordé par l'auteur avec méthode, grâce à une enquête par correspondants de son maître M. de Paiva Boléo, nous fait voir 1) le passage de *m-* > *n-* (*néspera*) (à côté de rares formes en *m-* et en *l-*), lequel est commun à une grande partie de la France et de l'Italie (voir les formes avec *n-* dans l'article de A. Graur, *R.* 53, 200), mais l'explication de *n-* par dissimilation ne satisfait pas en regard de *matta*: \**natta*, *mappa*: \**nappa* (cf. Wagner, *Laulehre des Sardischen*, § 213), 2) des formes portugaises dialectales avec *-sc-* dans l'intérieur de la syllabe («*mescolo*»<sup>1</sup>, «*[a]mesco*», etc., p. 36) que Mlle da Silva voudrait rapprocher, nous croyons à tort, de quelques formes avec *-(s)kl-* dans les parlers des Départements Puy-de-Dôme, Haute-Loire (*ALF* 902), 3) les formes si nombreuses en *-era* (cf. aussi v. esp. *niespera*, esp. *néspera*), pour lesquelles il aurait fallu consulter Simonet, *Gloss.*, p. 399 et l'article cité de A. Graur qui déniche des formes *mespira* dans les gloses latines. Quant aux formes apuliennes et napolitaines du type

<sup>1</sup> Il est intéressant de noter que dans certains parlers du judéo-espagnol on rencontre *míscola* (Constantinople, *VKR* 2, 374), *múškula* «nêfle» (Bosnie) que Subak, *ZRPh.* 30, 174 reconduit au néogrec *μούσκουλον*.

«néspora» (AIS 7, 1277), confirmées par les lexiques, s'agit-il de «néspora», adapté aux formes plurielles en -ORA, ou de succédanés du latin MESPIRA, \*NESPIRA? L'explication valable pour Sora (Merlo, p. 165) n'est pas applicable aux formes apuliennes où -L- > -r- n'est pas usuel. — Quant à l'interprétation des formes de MESPILU en dehors de l'ibéroroman<sup>1</sup>, l'auteur est moins à l'abri de la critique. Avant d'interpréter le type «mesclo», attesté sur les confins du francoprovençal et du français (Départements Ain, Puy-de-Dôme, Haute-Loire), il faudrait déterrer la couche sous-jacente. Or, le *Dict. topogr. du dép. de l'Ain* offre: Mépillat (a. 938 Mispiliaco), qui est en plein accord avec les formes sans doute autochtones «meplya» de toute la région et avec les n. de lieux Niplay, etc., situés autour du Lac Léman (Jaccard). Tout parle en faveur de l'idée que «mescla» «nèfle» est une fausse régression d'un anc. franç. «mesle» sur le modèle de masle «mâle»: prov. mascle, francoprovençal maxto, voir aussi Dauzat, *Glossaires de Vinzelles*, n° 2814. — Les formes meslier de l'ancien français remontent bien à MESPILARIU, et non à «MESCLARIU» comme le démontrent les formes lorraines et wallonnes «MESP», «NESP» «nèfle». — Certaines explications de noms recueillis sur les cartes des Atlas linguistiques, qui auraient dû être complétées par Rolland, *Flore populaire*, par l'*Atlas ling. des Landes*, c. 329, par Penzig, *Flora pop. ital.*, etc., sont trop hasardées: garibasto (p. 84) de la région béarnaise n'a certainement rien à faire avec un lat. *galla vasta*, voir Rohlf, *Gascon* 69; l'étymologie de «zespedauna» des Grisons (p. 85) < «CISPADANA» est insoutenable, voir DRG I, 502. — Cependant, le linguiste reconnaît volontiers la valeur de toute contribution destinée à nous révéler la richesse lexicale des parlers portugais que les enquêtes de M. de Paiva Boléo et de ses élèves s'efforcent de sauver avant le nivellement définitif des parlers ruraux.

J. J.

★

<sup>1</sup> Il aurait fallu essayer de délimiter l'aire de «nespera» de celle de «niespola»: la première paraît être absente dans les parlers espagnols du Nord, mais dans la région de Salamanca on rencontre *niéspora* (RFE 15, 135) et *nispéro* (Lamano y Beneite). A retenir *miézpola*, *mízcola* dans le haut aragonais (BDLC 24, 175).